

Das alte Haus

Was war. Was ist. Was bleibt.



Eva-Maria Schläifer

Impressum / Copyright

Von Eva-Maria Schleifer
Neuendorf, 2026
Privatdruck. Nicht im Handel.

© 2026 Eva-Maria Schleifer

Alle Rechte vorbehalten. Jede Verwertung außerhalb der Grenzen des Urheberrechts – insbesondere Vervielfältigung, Verbreitung, Bearbeitung oder Veröffentlichung – ist ohne schriftliche Zustimmung der Autorin nicht gestattet.

Grafikdesign / Satz / Layout:

Degasperi Agency

Bildnachweise:

Die Bildrechte liegen bei den jeweiligen Urheber:innen bzw. Anbieter:innen. Verwendete Bilder stammen u. a. von Freepik; Sarah Degasperi; Auswahl, Zusammenstellung und Bearbeitung: Eva-Maria Schleifer.



Fonds des Landes MV für

Vorpommern

und das östliche Mecklenburg



Mit Unterstützung des Landes entstand dieses Buch
zur Geschichte des denkmalgeschützten Hauses
Neuendorf 38 in 18581 Putbus.

Ein altes Haus ist wie ein altes Herz – voll Geschichten,
Narben und Wärme.

INHALTSVERZEICHNIS



GESCHICHTEN AUS JAHRHUNDERTEN



Ein Haus erzählt	7
Das alte Haus im Wandel	8
Ein Dach aus Zeit	19
Das Leben des Reetdaches	20
Der Garten der Generationen	23
Die Bewahrer des Hauses	24
Die Gründer	27
Die Aufsteigerin	33
Der Neuendorfer	39
Der verlorene Sohn	47
Die Nachgerückte	55
Der Sattelfeste	63
Das Stadtmädchen	73
Der Herzbube	81
Die Mutterseele	97
Was bleibt	105
Nachwort	108
Mein Dank	109





VORWORT

EIN HAUS ERZÄHLT

Wenn ich in den Sommermonaten die alten Stammrosen vor dem Bauernhaus pflege, so, wie es einst mein Großvater tat, bleibe ich oft nicht allein. Vorbeikommende Spaziergänger halten inne, lassen den Blick über das Reetdach und die schiefen Balken gleiten und wundern sich darüber, wie still und unbeirrt dieses Haus die Jahrhunderte getragen hat. Sie treten näher, lesen den kleinen Text auf der Infotafel, der von der Geschichte des Hauses und seiner Bewohner erzählt. Fast immer folgt derselbe Satz, leise ausgesprochen, aber mit Gewicht: „Das verpflichtet.“

Hier, wie Generationen vor mir leben zu dürfen, empfinde ich als großes Glück. Dieses Haus ist kein Herrenhaus und doch ist es voller Reichtümer. Nicht aus Gold, sondern aus dem Wirken seiner Bewohner und dem stillen Band des Zusammenhalts. Das alte Haus am Bodden hat seinen Bewohnern über mehr als 300 Jahre hinweg Schutz und Sicherheit geboten, in Zeiten von Kriegen, politischen Umbrüchen, Hungersnöten, Hochwassern und Stürmen – und all den leisen Veränderungen, die das Leben mit sich bringt. Es war Zuflucht, Arbeitsplatz, Treffpunkt und Zuhause zugleich. Hier wurde neues Leben begrüßt und letzte Wege begleitet. Dieses Haus kennt die Stimmen des Anfangs und das Schweigen des Abschieds. Es trägt das Leben in sich.

Unzählige Male wurde es umgebaut, erweitert und an die Bedürfnisse der jeweiligen Zeit angepasst – und doch ist sein Kern derselbe geblieben. Verlässlich steht es da, mit einer Würde, die man spürt, sobald man über die Schwelle tritt. In seinen Wänden haftet die Erinnerung an die vielen Generationen, die hier gearbeitet, geliebt, gehofft und ja, auch gelitten haben. Für mich ist dieses Haus weit mehr als ein Bauwerk – es hat eine Seele.

Dieses Buch soll ein Stück dieser Geschichte bewahren. Im Mittelpunkt steht das Gefühl der Verbundenheit mit dem Ort und den Menschen, die hier ihre Spuren hinterließen. Daher erhebt es keinen Anspruch auf historische Vollständigkeit oder wissenschaftliche Genauigkeit. Manches stammt aus überlieferten Erzählungen, anderes aus Dokumenten, und vieles aus der Erinnerung – zusammen ergeben sie ein Bild, das so lebendig und unvollkommen ist wie das Leben selbst.

Das Buch möchte erinnern, was war – und zeigen, wie das, was bleibt, uns noch immer begleitet.



DAS ALTE HAUS IM WANDEL

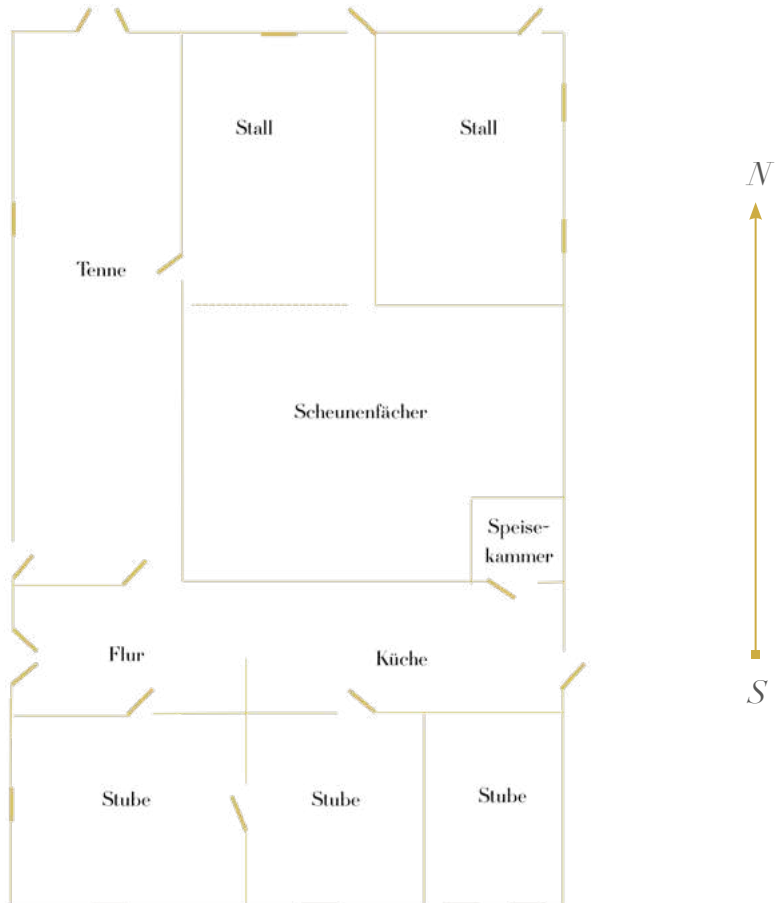
Das alte Haus steht in Neuendorf am Rügenschon Bodden. Seit über 300 Jahren tut es das verlässlich. Es ist ein authentisches Zeugnis einer vergangenen Lebensweise, die von Gemeinschaft, Funktionalität und Genügsamkeit geprägt war. Das Zusammenspiel von Land und Meer bestimmte den Alltag seiner Bewohner, der sich über Generationen kaum veränderte.

Das Gebäude selbst ist ein typisches Zweistöcker-Hallenhaus, wie es in Norddeutschland über Jahrhunderte verbreitet war und heute nur noch selten erhalten ist. Es entstand nachweislich um 1695. Als einziger großer Baukörper vereinte er alles unter einem Dach, was zum Leben notwendig war: Wohnräume, Stallungen, Vorräte und Arbeitsgeräte. Diese Bauform steht exemplarisch für eine Zeit, in der das Haus das gesamte Leben in sich aufnahm. Materialien von Land und Küste wurden für den Bau verwendet: Lehm und Stroh, Schafwolle, Reet von den Boddenufern, Strandsand sowie Eichenständer auf großen, ruhenden Feldsteinen. In seiner Schlichtheit und Robustheit spiegelt es das handwerkliche Können und die Materialkenntnis seiner Zeit wider.

Eine überlieferte Legende erzählt, dass einige der ältesten Balken des Hauses von einer Kapelle auf der Insel Vilm stammen. Nachdem sie einem Brand zum Opfer gefallen war, seien die gut erhaltenen Ständer nach Neuendorf gebracht und hier erneut verbaut worden. Ob Legende oder Wahrheit – an vielen Balken lassen sich tatsächlich Spuren früherer Nutzung erkennen: Einkerbungen und Bearbeitungen, die an ihrer heutigen Stelle keine Funktion mehr erfüllen, deuten auf eine Zweitverwendung hin. Typisch nordisch ist der Giebelschmuck mit zwei gekreuzten Pferdeköpfen am First. Er dient nicht nur der Zierde, sondern soll nach altem Volksglauben Blitze, böse Geister und Unheil vom Haus fernhalten.



Grundriss um 1880



Das Haus war ein Ort, der trug, schützte und ernährte. Überflüssiges gab es nicht.



Das Haus ist nach Süden zum Meer hin ausgerichtet. Das hatte handfeste Gründe. Von hier fiel das meiste Licht in die Wohnräume. Der Bodden bestimmte das Leben – als Nahrungsquelle, Verkehrsweg und Wettermacher. Wer hier wohnte, musste sehen können, was draußen geschah. In diesem Bereich lebte die Familie zusammen. Die Küche war des Zuhauses warmer Kern. Die niedrigen Stuben dienten zugleich als Wohn-, Schlaf- und Arbeitsräume für mehrere Generationen. Privatsphäre kannte man kaum; der Alltag war gemeinschaftlich organisiert. Direkt an die Küche schloss sich die Speisekammer an. Sie war unverzichtbar für das Überleben der Familie, denn nur wer Vorräte klug anlegte, kam durch die langen Wintermonate.

Das Haus wurde früh Teil der ländlichen Struktur der Putbusser Gutsherrschaft. Über lange Zeit diente es als Kossatenstelle. Hier lebten Kleinbauern, Fischer und Landarbeiter, die dem Fürsten verpflichtet waren und ihren Lebensunterhalt aus Hofarbeit, Feldwirtschaft und dem Bodden bestritten.

Als die Kossatenstelle um 1845 an Johann Knaack übergang, trat dieses Haus in die Geschichte unserer Familie ein. Doch es brachte bereits seine eigene lange Vergangenheit mit. Nach und nach wurde es auf das Leben seiner Bewohner angepasst. Um 1922 wuchs es. Ein neuer Anbau im Osten schuf zusätzlichen Wohnraum. Die nächsten Veränderungen, etwa 100 Jahre nach dem Einzug der Familie, zeigten sich vor allem im Arbeitsalltag: Abläufe wurden strukturierter, die Tierhaltung klarer organisiert, Funktionen eindeutig zugeordnet.

In den folgenden Jahren hielt nach und nach mehr Komfort Einzug. Um 1960 wurde ein Teil der oberen Etage zu Schlafräumen ausgebaut; ein Bad und ein Fremdenzimmer kamen hinzu. Erstmals beherbergte das Haus Gäste und verschaffte der Familie ein kleines Zubrot. Zugleich verlor das Leben mehrerer Generationen unter einem Dach allmählich an Bedeutung. Auch die ehemaligen Wirtschaftsflächen wandelten sich langsam: Der Hühnerstall wich einer Garage, die Tiere fanden in anderen Gebäuden ihren Platz. Später wurde zudem die alte Tenne mit ihrem großen Scheunentor zu einer weiteren Garage umfunktioniert.

Nach der Wende wurde das alte Bauernhaus an vielen Ecken auf den Stand der Zeit gebracht. Die Küche zog an einen neuen Ort; der frühere Raum wurde zur Diele und übernahm nun eine verbindende Funktion im Haus. Das Fremdenzimmer erhielt eine kleine Kochnische sowie ein eigenes Bad und wurde damit unabhängiger nutzbar. Neue Wasserleitungen wurden verlegt. Auch im Wirtschaftsteil veränderte sich vieles. Das frühere Kohlenlager wurde zur Waschküche umgebaut; der Bedarf an Holz und Kohle entfiel. Stattdessen hielt nun Gas das alte Gemäuer warm.



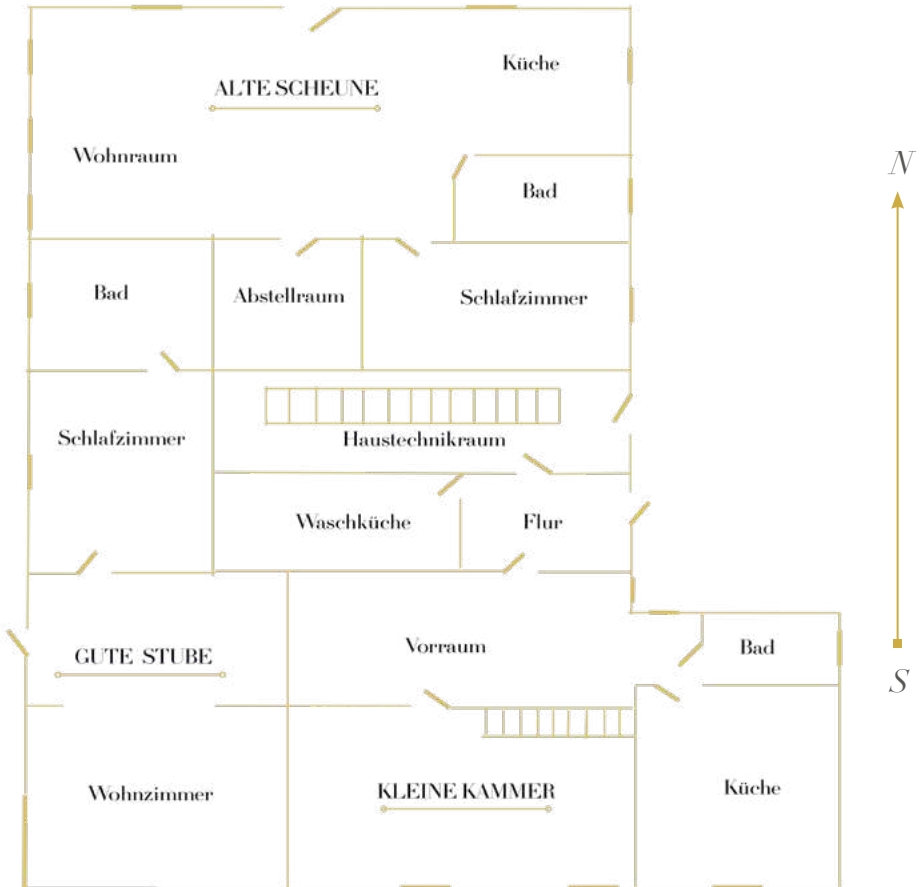
Grundriss 1957



Der Anbau schuf zusätzlichen Wohnraum. Das Leben blieb einfach.



Grundriss 2026



Der heutige Grundriss zeigt das Haus, das umfangreich modernisiert und technisch erneuert wurde, während seine alten Balken und Proportionen geblieben sind.



Der heutige Grundriss zeigt das Haus in einem neuen Lebensabschnitt. Es wird nun als Ferienobjekt mit drei eigenständigen Wohneinheiten genutzt. Die landwirtschaftliche Funktion ist längst Vergangenheit, doch das Gebäude trägt seine Geschichte weiter in Struktur, Maß und Materialität. Der umfangreiche Umbau glich einer Puzzlearbeit. Jeder Eingriff musste sorgfältig durchdacht werden, denn das alte Haus verzeiht keine Hast. Ein falscher Schritt und die Hülle wäre zusammengefallen wie ein Kartenhaus. Balken wurden freigelegt, neue Wände eingezogen, Decken angehoben, um dem Haus wieder Luft und Raum zu geben. Neue Fußböden und eine Fußbodenheizung sorgen für zeitgemäßen Komfort, moderne Technik ist selbstverständlich integriert. Fenster und Türen aus Holz sind handgefertigt und dem Charakter des Hauses angepasst. Der Dachstuhl wurde in Teilen erneuert und mit neuem Reet eingedeckt. Funktionsräume kamen hinzu: eine Waschküche für Gästewäsche und ein großer Dachboden zur Lagerung von Gartenmöbeln, erschlossen über einen kleinen Lastenaufzug. Diese Ergänzungen fügen sich in die bestehende Struktur ein, ohne sie zu überformen.

Das Haus hat sich über mehr als drei Jahrhunderte immer wieder verändert, ohne sich selbst zu verlieren. Jede Generation hat es an ihre Zeit angepasst und zugleich bewahrt, was sie vorfand. So steht es heute da: verändert und doch vertraut, offen für das Komende und verwurzelt in dem, was war.



*Das Haus blieb nie unverändert – und doch immer
es selbst. Nicht Mauern alleine tragen es, sondern
Verantwortung.*



1928



1957





um 1920 Scheunenteil



2015 Scheunenteil







EIN DACH AUS ZEIT

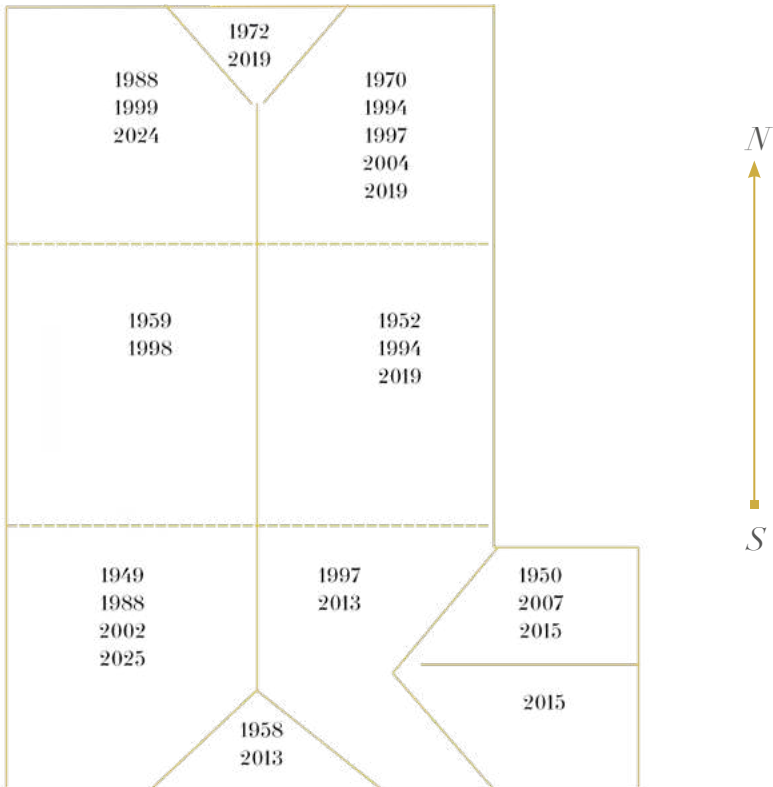
Solange es steht, liegt dieses Haus unter Reet. Es ist ein Dach aus Küstenmaterial, gemacht für Wind und Wetter und erhalten von Händen, die wussten, was sie taten. Diese Arbeit war zeitintensiv und verlangte Geduld. Im Winter, wenn die Felder ruhten und das Wasser trug, gingen die Kossaten an den Bodden zum Rohrernten. Es wurde geschnitten, gebündelt, in Mieten getrocknet. Das Schilf musste lang, fest und gerade sein, damit es den Belastungen standhielt. Gedeckt wurde im Sommer. Dann, wenn das Reet trocken war und die Tage lang genug. So entstand Schicht um Schicht ein Dach, das sich immer wieder veränderte. Die alten Bauern verstanden den Rohstoff, wie es Wind bricht, Regen führt und Wärme reguliert. Ein Dach aus Reet „arbeitet“ mit dem Klima, statt sich dagegen zu stellen. Es wirkt wie eine Haut: nimmt Feuchtigkeit auf und gibt sie wieder ab. Im Winter hält es das Haus warm, im Sommer bleibt es angenehm kühl.

Ein solches Gebilde hält Jahrzehnte, manchmal länger, wenn man es nicht vergisst. Es braucht Pflege und Fürsorge – wie alles, was bleiben soll: einen intakten First, das rechtzeitige Erneuern einzelner Lagen und Nachsorge, wenn der Sturm es verletzt.

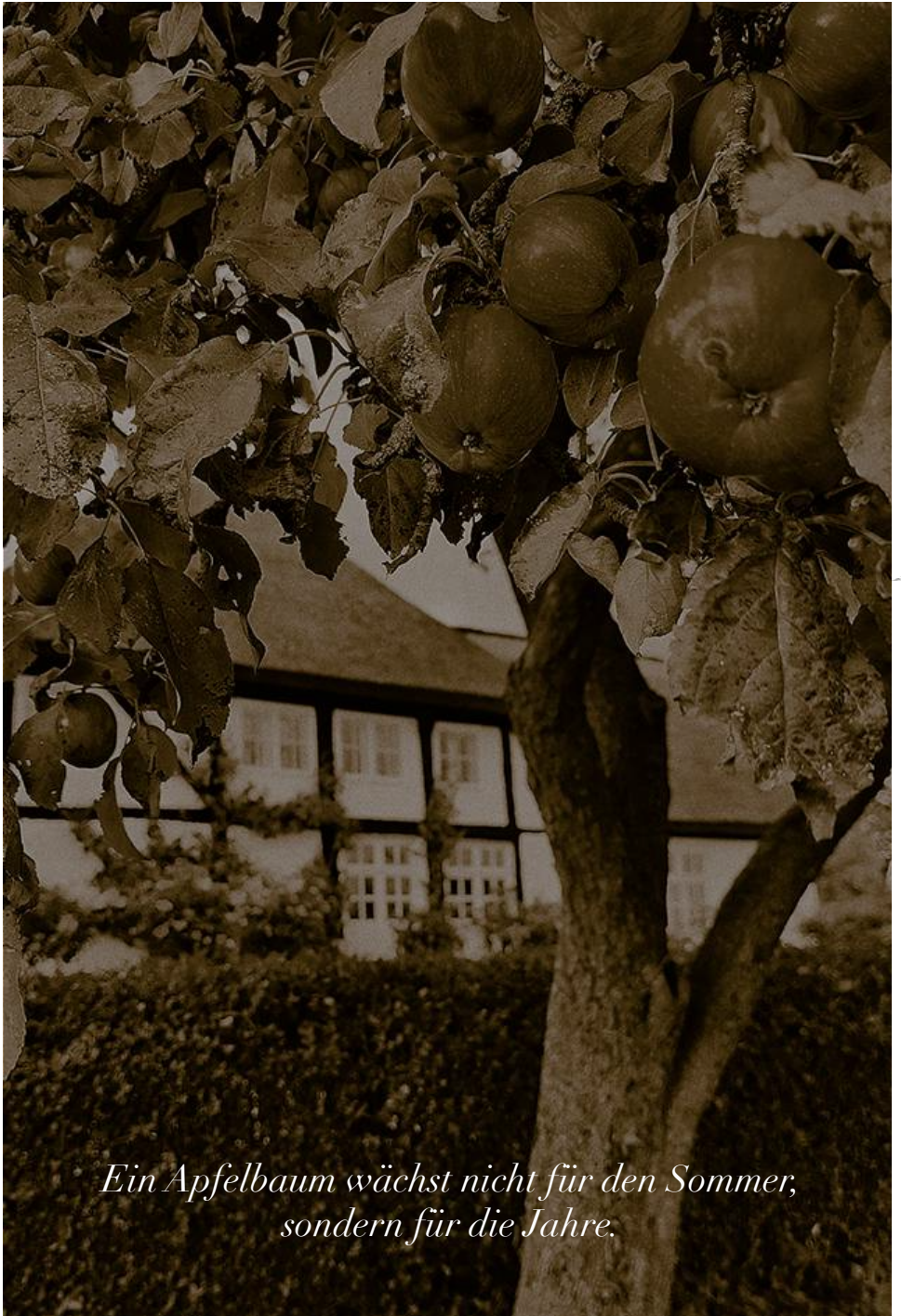
Das Dach dieses Hauses wurde nie als Ganzes neu gedeckt. Man behandelte es dort, wo es nötig war, und ließ bestehen, was noch trug. So ist das Werk bis heute nicht vollendet, sondern Teil eines Verlaufs. Das alte Wissen ums Reet ist heute selten geworden. Es wird längst nicht mehr von denen gedeckt, die im Haus leben. Mit der Zeit hat sich die Arbeit vom alten Haus gelöst, nicht aber die Pflicht, es zu bewahren. Was das Haus im Sommer durch seine Gäste trägt, fließt zurück in seinen Erhalt. So wurde in den letzten beiden Jahren die Westseite neu gemacht – dort, wo Wind und Wetter am stärksten angreifen. Abschnitt für Abschnitt, so wie es immer war. Frisch gedeckt, glänzt das Reet wie Gold. Man sieht ihm an, dass es seinen Preis hat. Bewahren lässt es sich nur, wenn man bereit ist, dafür ein Leben lang Verantwortung zu tragen.



DAS LEBEN DES REETDACHES







*Ein Apfelbaum wächst nicht für den Sommer,
sondern für die Jahre.*

DER GARTEN DER GENERATIONEN

Die Obstbäume zierten diesen Hof seit jeher. Bis 2015 führte mein Großvater Hans-Friedrich Buch über den Bestand, damit die uralten Sorten nicht in Vergessenheit gerieten. Mein Großvater pflegte ihn mit einem Wissen, das er selbst von seinem Großvater übernommen hatte.

Er hatte gelernt, wie man Bäume ausstet, kannte den exakten Schnitt im passenden Moment, damit sie genügend Kraft für den Sommer bekamen. Alte Sorten standen neben jüngeren, manches wurde ergänzt, anderes im Laufe der Jahre ersetzt. Dahinter stand ein gut durchdachtes Konzept. Was gepflanzt wurde, geschah mit Blick auf seinen Nutzen; was gepflegt wurde, aus Respekt vor dem Gewachsenen.

Jede Frucht hatte ihren festen Platz. Manche eigneten sich besonders zum Einkochen, andere ließen sich gut lagern oder waren als Bratäpfel geschätzt. So ernährte der Obstgarten die Hofbewohner über das ganze Jahr hinweg. Nicht immer fielen die Ernten reich aus. In manchen Jahren trugen die Pflaumen üppig, während Äpfel und Birnen rar waren. Aus dem Ertrag zog man Rückschlüsse auf das, was das Jahr noch bringen würde.

Der Obstgarten hielt eine alte Tradition: Mit der Geburt eines Kindes wurde ein Baum gepflanzt – als Zeichen dafür, dass Leben wächst und weitergetragen wird.

Zu den alten Sorten gehören die saftige Butterbirne, der uralte Hasenkopfpfapel mit seiner eigentümlichen Form und die Kreken, jene runden Pflaumen, die ich am liebsten gleich vom Baum aß. Warm von der Sonne schmeckten sie mir als Kind am besten. Die betagten Bäume tragen bis heute. Dank des Wissens, das wir von meinem Großvater übernommen haben – und dank der fleißigen Hände, die sie weiterhin pflegen.



DIE BEWAHRER DES HAUSES

Mit Johann und Maria Knaack, geb. Hiller, begann um 1845 die nachweisliche Geschichte des Hofes in den Händen unserer Familie.

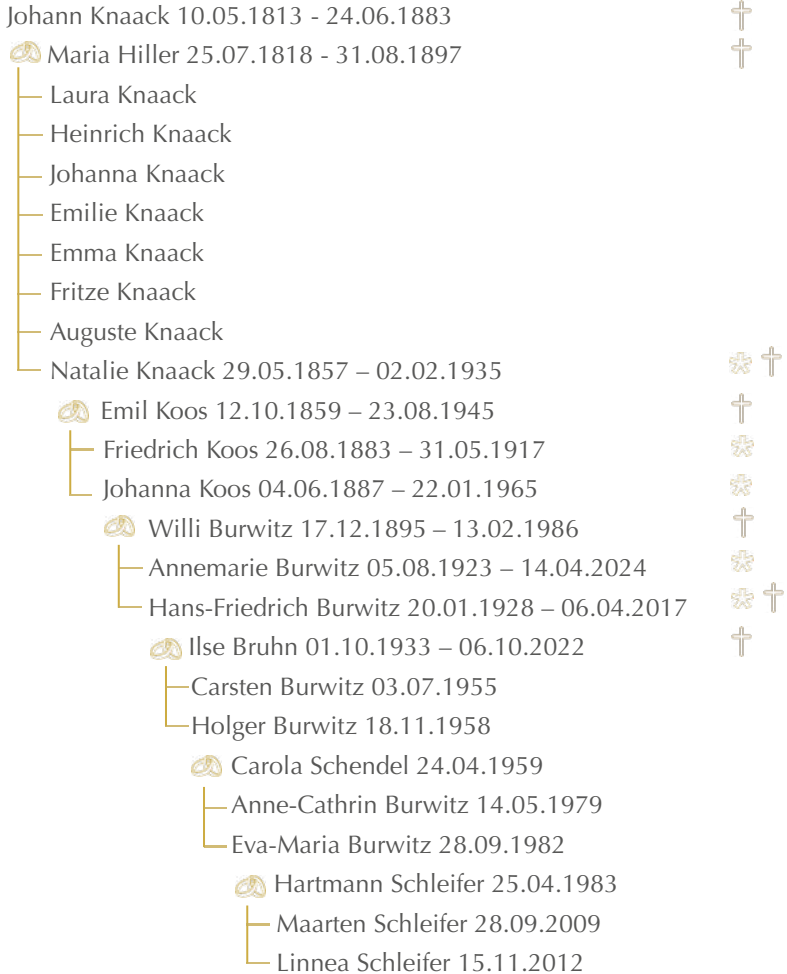
Ihnen folgten Emil und Natalie Koos, geb. Knaack, Tochter von Johann und Maria. Mit dem Paar hielt eine neue Zeit auf dem alten Gehöft Einzug. Emil war der Erste, der die Landwirtschaft stärker organisierte. Auch das Haus selbst wuchs mit der Familie. Es wurde um einen Anbau erweitert, um Platz zu schaffen für das Leben der nächsten Generation.

Zu dieser nächsten Generation gehörte ihre Tochter Johanna, verheiratet mit Willi Burwitz. Gemeinsam brachten sie die Hofstelle durch das Dritte Reich und die Nachkriegsjahre. Trotz großer Entbehrungen konnte der Besitz in diesen schweren Zeiten erhalten bleiben.

Ihr Sohn Hans-Friedrich Burwitz wirkte hier weiter. Er heiratete die Bruhn-Tochter Ilse. In ihre Lebenszeit fiel die Umstrukturierung der Landwirtschaft in der DDR, insbesondere die Eingliederung in LPG-Genossenschaften. Beide prägten ihr Zuhause nachhaltig: Sie pflegten den Hof, modernisierten das Gebäude und öffneten es erstmals für Feriengäste. So wurde dieser Ort über Neuendorf hinaus bekannt.

Der Hof fand in ihrem zweiten Sohn Holger Burwitz seinen Nachfolger. Zusammen mit seiner Frau Carola, geb. Schendel gaben sie ihm neue Formen. Zunächst wurde die alte Stallung als Nebengebäude des alten Hauses wohnlich umgestaltet. Nach der Wende kamen weitere Gebäude zum Wohnen und für den Gast hinzu. Das alte Haus blieb vorerst unberührt. Mit ihrer Kraft und ihrem Gestaltungswillen erhielt der Hof ein neues Gesicht. Die Perspektive öffnete sich: Das tägliche Brot kam nun nicht mehr aus der Landwirtschaft. Mehr und mehr verlagerte sich die Hofnutzung in Richtung Tourismus. Die Bauernstelle mit Hühnerhof wich einem sorgfältig angelegten Landschaftsgarten. Dieses Wirken trägt deutlich die Handschrift meiner Eltern.

Nun bin ich diejenige, die zeichnet: Eva-Maria Schleifer, geb. Burwitz, verheiratet mit Hartmann Schleifer. Als jüngste Enkeltochter war mir das alte Haus meiner Großeltern immer sehr nah. Während meiner Zeit in der Ferne rief es mich zurück. Es forderte meinen Blick ein. Doch eine solche Aufgabe trägt man nicht allein. Leben und Arbeit finden Halt im Miteinander. So war es hier auf dem Hof seit jeher. Aus dem Zusammenwirken von drei Generationen – meinen Eltern, unseren Kindern und uns – wurde das alte Haus erneuert und behutsam in die Gegenwart geführt. Nicht um sein Wesen zu verändern, sondern, um es zu bewahren: für unsere Kinder, Enkel, Urenkel und Urenkel. So wie es auch unsere Ahnen für uns taten.



Geboren
im alten
Bauern-
haus

Gestorben
im alten
Bauern-
haus

Verheiratet



*Johann und Maria fanden den
Schlüssel zum Bleiben.*



JOHANN KNAACK 10.05.1813 – 24.06.1883

MARIA KNAACK, GEB. HILLER 25.07.1818 – 31.08.1897

DIE GRÜNDER

Am 4. August 1837 gaben sich Johann aus Freetz und Maria aus Seelwitz in der Kirche von Vilmnitz das Ja-Wort. Mit dieser Verbindung nahm die Geschichte unserer Familie in Neuendorf ihren Anfang. In dem Dorf, das ihre Heimat werden sollte, direkt am Rügenschon Bodden, lebten Kossaten, kleine Hofbesitzer mit eigenem Haus, aber wirtschaftlich an den Fürsten von Putbus gebunden – denn der Boden gehörte ihm. Sie bewirtschafteten seine Ackerflächen gegen Pachtzahlungen, Naturalabgaben und Frondienste. Die Landwirtschaft eines Kossaten war klein und auf Selbstversorgung ausgerichtet: ein Garten, kleine Wiesen, wenig Ackerland, ein paar Tiere. Die Arbeit auf den Feldern war mühsam und einfach. Sense und Sichel waren die wichtigsten Werkzeuge zur Mahd – schwere Eisenklingen, die regelmäßig gedengelt werden mussten, damit sie nicht stumpf wurden. Das Korn wurde noch mit dem Flegel gedroschen, einem langen Holzgerät, mit dem die Körner aus den Ähren geschlagen wurden. Die Erträge waren gering und stark vom Wetter abhängig: Ein nasser Sommer ließ das Korn faulen, ein trockener verbrannte die Ernte. Ein einziger Sturm konnte ein ganzes Jahr zunichtemachen. Die Bewässerungs- und Entwässerungssysteme waren nur rudimentär. Die Kossaten behalfen sich mit kleinen Gräben, die sie von Hand ausheben und pflegen mussten. Stallmist wurde als Dünger verwendet. Er wurde mit der Forke aus dem Stall geholt, auf den Pferdewagen geladen und mühsam auf den Feldern verteilt. Bei uns an der Küste nutzte man auch Algen und Seegras, die nach Stürmen massenhaft an den Strand gespült wurden. Sie waren eine mineralstoffhaltige Ergänzung für die mageren Böden, Ersatz für Stroheinstreu im Stall und Dämm- oder Brennmaterial. Alles, was das Meer hergab, wurde verwendet.

Das Leben der Kossatenfamilien war geprägt vom Handwerk. Man webte Stoffe, flocht Körbe, drehte Seile, flickte Netze, reparierte Werkzeuge, machte aus Milch Butter,



JOHANN KNAACK 10.05.1813 – 24.06.1883

MARIA KNAACK, GEB. HILLER 25.07.1818 – 31.08.1897

deckte das Dach mit Reet oder fertigte aus Holz. Auch Heilmethoden und Geburtshilfe, sowohl bei Menschen als auch bei Tieren, mussten die Landbewohner beherrschen. Diese vielen Fähigkeiten waren keine Kunst, sondern Überlebenswerkzeug. Wer nicht selbst tun konnte, was nötig war, hatte kaum Möglichkeit, es sich zu leisten. Auch in unserer Familie wurde so manches Wissen weitergegeben, bis es in späteren Generationen nach und nach verschwand. Kossaten waren Allrounder: fleißig, zäh und ausdauernd. Ihr Alltag bestand aus Arbeit vom frühen Morgen bis zum Abend; nur der Sonntag bot eine kurze Atempause. Dann ging man zur Vilmitzer Kirche – nicht nur aus religiöser Pflicht, sondern auch, weil sie ein sozialer Treffpunkt war. Die Gemeinschaft war damals unverzichtbar, besonders in der Erntezeit. Ganze Familien, oft das gesamte Dorf, standen zusammen auf dem Feld. Solche dörflichen Strukturen sind heute weitgehend verschwunden, weil Technik, Berufswandel und der Verlust gemeinsamer Lebensrhythmen die alten Formen des Miteinanders abgelöst haben.

Eine kleine Landwirtschaft reichte kaum zum Leben. Deshalb verbanden die Neuendorfer ihre Arbeit auf dem Land mit Fischfang und Lohnarbeit für den Fürsten. Das Fischen war in Neuendorf zu dieser Zeit sehr kleinräumig. Mit einfachen Booten, Stellnetzen und Reusen wurden im Bodden Aal, Flunder, Barsch, Hecht und Hering gefangen. Der Fang wurde geräuchert oder gesalzen, denn der Winter verlangte Vorräte, und gerade Fisch war eine wichtige Nahrungsgrundlage. Hinter vielen Kossatenhäusern stand ein Räucherofen. Auch ich kann mich noch an einen solchen Ofen erinnern, der in meiner Kindheit noch viel genutzt wurde.

Eine Kossatenstelle verband also die Nutzungsrechte an Acker und Wasser. Und das machte sie so wertvoll. Sie bot Status, Selbstständigkeit und vor allem Zukunft für die Kinder. Für eine solche Stelle musste man sich gewissermaßen „bewerben“ – nicht schriftlich, sondern durch Vorsprechen, Ruf und Eignung. Das Fürstenhaus Putbus achtete bei der Vergabe auf klare Kriterien:

- kräftige, junge Männer mit guter Arbeitsmoral,
- aus bekannten Landarbeiter- oder Kleinbesitzerfamilien,
- verheiratet oder heiratswillig,
- zuverlässig genug, Abgaben und Erbzins zu leisten,
- sozial eingebunden und belastbar.



JOHANN KNAACK 10.05.1813 – 24.06.1883

MARIA KNAACK, GEB. HILLER 25.07.1818 – 31.08.1897

Johann erfüllte dieses Profil offenbar. Und so eröffnete sich dem jungen Paar die große Chance ihres Lebens. In einer Zeit, in der der größte Teil der Landbevölkerung in Mietkammern oder Gesindeunterkünften lebte, bedeutete ein eigenes Haus Wohlstand und Sicherheit. Mehrere Generationen konnten unter einem Dach leben – schon das allein war ein Vermögenswert. Das Bauern- und Fischerhaus, das nun Familie Knaacks Zuhause werden sollte, war kein Neubau. Es war damals schon alt – schlicht gebaut aus dem, was die Natur rund um den Bodden hergab. Doch gerade darin lag seine Stärke: Es hatte sich bewährt und stand für jene Bodenständigkeit, die das Leben an der Küste prägte. Ein Haus, das Geschichte in sich trug und Zukunft versprach. Die acht Kinder brachten Leben in die alte Bude, aber wollten auch alle satt werden. Die kleinen Ackerflächen reichten kaum aus, um die Abgaben zu leisten, offene Schuld zu tilgen und dann noch eine so große Familie zu ernähren. So tat Johann, was die Küstenbauern hier taten: Er ging fischen und verdiente sich mit Fuhrdiensten oft ein paar Groschen dazu. Manchmal kutscherte er den Fürst von Putbus persönlich. Bei einer dieser Ausfahrten, so erzählt es die Familienüberlieferung, nutzte Johann einen günstigen Moment. Er fragte den Fürsten, ob er ihm die Weide am Wald verpachten könne. Das tat er dann auch. Anscheinend konnte Johann gut mit dem Adligen, denn er wurde später sogar sein Gutsvorsteher. Es war eine vertrauensvolle Aufgabe und ein Zeichen dafür, dass Johann als fleißig, loyal und ortsfest galt. Genau solche Männer setzte der Machthaber von Putbus gern auf seinen Ländereien ein.

Die Jahre vergingen, in denen Johann den Hof mit Sinn für Ordnung, Pflicht und Verantwortung bewirtschaftete – und dabei genoss er in Neuendorf sichtbar Respekt. Die Familie hatte ihr Auskommen. Die Kinder wuchsen in einem verlässlichen Zuhause auf, und besonders ihre Tochter Natalie liebte ihr Zuhause sehr. Das lag nicht zuletzt an dem jungen Neuendorfer Emil Koos. Als Johann starb, hinterließ er Maria eine große Aufgabe. Viele Witwen jener Zeit zerbrachen an einer solchen Last. Maria nicht. Die Kossatenstelle – wie im preußischen Recht üblich – ging in den Witwenbesitz über. Maria wurde damit seine rechtliche Nachfolgerin. Sie blieb im Haus und musste die kleine Landwirtschaft weiterführen. Die Gutsherrschaft kannte und schätzte sie; als Witwe des langjährigen Gutsvorstehers war sie eine geachtete Frau im Dorf. Ihr Schwiegersohn Emil, der mit ihrer Tochter Natalie kräftig auf dem Hof zupackte, war zudem der Sohn eines alteingesessenen Neuendorfer Kossaten. Für die Gutsherrschaft war entscheidend, wer langfristig die Pacht tragen konnte und als Nachfolger zuverlässig erschien. Maria hielt den Hof acht weitere Jahre, bis sie ihn klug an die nächste Generation weitergab. Sie übertrug Haus, Gebäude und Nutzungsrechte der Flächen auf Emil und sicherte sich gleichzeitig ihren Altenteil, der ihr würdige letzte Jahre garantierte. Eine Rente für soziale Absicherung gab es damals nicht.



JOHANN KNAACK 10.05.1813 – 24.06.1883

MARIA KNAACK, GEB. HILLER 25.07.1818 – 31.08.1897

Emil verpflichtete sich, sie zu versorgen und den Hof mit allen Aufgaben und Rechten weiterzuführen. Die Übergabe war kein Zufall, sondern eine bewusst geplante Familienentscheidung. Für Maria bedeutete sie Schutz vor Fremdeinwirkung, den reibungslosen Übergang an die nächste Generation und ihr sicherer Lebensabend im vertrauten Haus. Die Abfindungen an die Geschwister, Schulden und Verpflichtungen gegenüber dem Fürsten waren eine enorme Last für das junge Paar. Nur weil Maria, Natalie und Emil gemeinsam an einem Strang zogen, war der Hof wirtschaftlich zu halten. So zeigt sich ein harmonisches Bild eines Dreierbundes:

- eine erfahrene Witwe, der die Gutsherrschaft vertraute;
- ein tatkräftiger Schwiegersohn, der noch im selben Jahr Gutsvorsteher werden sollte;
- und eine Tochter, die die Generationen verband.

Gemeinsam sorgten sie dafür, dass die Kossatenstelle in der Familie blieb. Als Großmutter durfte sie noch erfüllte Jahre im engen Kreis der Familie erleben, sah ihre Enkel aufwachsen, wurde geliebt, gebraucht und geachtet.



Maria starb nicht reich. Sie hinterließ etwas, das weit wertvoller war: Sie lehrte uns, dass man mit Entschlossenheit und der Kraft der Familie den stärksten Sturm übersteht. Johann und Maria nahmen Abschied in jenem alten Haus, das am Anfang ihres gemeinsamen Lebens stand. Sie legten das Fundament für alles, was an diesem Ort wachsen und bestehen sollte – ein Grundstein, auf dem die nächsten Generationen aufbauen konnten. Ohne sie gäbe es die Geschichte dieses Hauses nicht – und auch uns nicht.

Übergabevertrag Witwe Knaack & Emil Koos

510.

Wir Eheleute unterzeichneten hierdurch den gemeinsamen
Festsetzung des vorerwähnten Nachlasses und vereinbarten
sich alle seine gegen dessen Fiskus einmal zu stellen
kommenden Forderungen und Rückstellungen, vornehmlich
den Forderungen des Fiskus, des Fiskus, des
Fiskus des nachstehenden Inhalts als vorst.
welcher Höhe der Nachlass sich bei Fiskus und
des Rückstellung, des des allgemeinen Fiskus des
Fiskus nicht galt, wenn nicht des Fiskus
Forderungen mit dem Fiskus des Fiskus
sich nicht bezogen werden sollte.

Zur Verkündung ist dieser Nachlass (mit Zustimmung
und von beiden Eheleuten unterschrieben).

Es geschah zu Rendsburg den 20^{ten} Mai 1891.

Witwe Knaack.

Emil Koos.



*Natalie wurde gehört.
Sie war die Frau mit Stimme.*



DIE AUFSTEIGERIN

Natalie wurde am 29. Mai 1857 geboren. Sie war die Tochter von Maria und Johann Knaack. Ihre Eltern hatten das stolze Ziel, sich als Kossaten in Neuendorf eine Zukunft aufzubauen: ein eigenes Haus, ein kleiner Hof, eine Stelle, die Sicherheit und Zugehörigkeit für ihre Familie bedeutete. Sie erreichten es. Hier im alten Bauernhaus begann Natalies Leben. Ein Hof ohne Überfluss, auf dem auch die acht Kinder mithelfen mussten. Natalie erhielt, was Generationen vor ihr oft verwehrt geblieben war. Sie bekam eine Schulbildung. Die Preußische Schulpflicht wurde ab etwa 1830 auch in abgelegenen Dörfern langsam durchgesetzt. Die Schule vermittelte, was man auf dem Land für ausreichend hielt: Lesen, Schreiben, Rechnen, Kirchengesang. Mädchen sollten funktionieren, nicht verstehen; sie sollten ein verlässlicher Teil des Hofes werden, keine Gelehrten. Ihr Lernen fand nicht in Büchern statt, sondern im täglichen Arbeiten: auf dem Feld, in der Küche, im Haushalt. Und das half ihnen weit mehr als jede Grammatik. Mehr erwartete niemand, mehr forderte niemand. Natalies Schulzeit war deshalb kurz und schlicht. Mit einem Lehrer, der Strenge über Wärme stellte, und Unterricht, der aus Wiederholung und Gehorsam bestand. Doch gerade dieses Wissen öffnete Natalie einen Spaltbreit die Tür zum Verständnis von Zahlen und Abläufen. Es war ein kleiner Vorsprung, dessen Wert sich erst später zeigte.

Für ein Mädchen wie Natalie war der Lebensweg vorgezeichnet: Heirat, Mitarbeit auf dem Hof des Mannes, Kinder und Fortführung des Kossatenlebens. Von den Frauen hing der Alltag ab. Sie hielten die Höfe zusammen, während die Männer auf dem Bodden waren, erzogen die Kinder, bewahrten Vorräte, pflegten Kranke und trugen das Wissen von Generation zu Generation weiter. Ihre Arbeit geschah im Hintergrund. Im Jahr 1882 entsprach Natalie vollständig dem Bild dieser arbeitsfähigen Frau. Sie war „reif“ für ihre Rolle. Als Tochter des Gutsvorstehers Johann Knaack galt sie zudem als gute Partie.



NATALIE KOOS, GEB. KNAACK

29.05.1857 – 02.02.1935

Ihre Familie hatte einen Namen, auf den man hörte. Und Natalie selbst war nicht nur arbeitsam und geschickt, sondern auch noch schön anzusehen. Sie war eine Frau, um die man warb. Die jungen Männer des Dorfes „umgarnten“ sie wie Bienen den Honig. Doch einer war ihr viel näher als alle anderen – vertraut, beharrlich, längst Teil ihres Lebens. Er hieß Emil Koos.

In jener Zeit wurden Ehen auf dem Land oft von Vernunft, Arbeitsteilung und wirtschaftlichen Notwendigkeiten bestimmt. Eltern achteten darauf, dass Höfe weitergeführt wurden und dass die Familien zusammenpassten. Emil und Natalie begegneten sich seit Kindertagen auf denselben Wegen. Sie wuchsen wenige Häuser voneinander entfernt auf, teilten das Leben im Dorf, die Schule und die Arbeit auf dem Feld. Als sie ins heiratsfähige Alter kamen, waren sie nicht nur „passend“ füreinander – sie waren einander längst verbunden. Am 15. Dezember 1882 dann auch vor Gott.

Als ältester Sohn hätte Emil den elterlichen Hof übernehmen können. Doch die Umstände wiesen in eine andere Richtung. Sie führten Emil nach der Hochzeit zu Natalies Familie auf deren Kossatenstelle. Der Knaack-Hof brauchte dringend einen starken Mann, der mit anpackte und ihn in der Zukunft führen konnte. Auch wenn der Weg nur ein kurzer war, der Schritt war ein großer. Das Einheiraten bedeutete mehr als einen Ortswechsel. Es griff in bestehende Ordnungen ein, berührte Erwartungen und Hierarchien. Männer jener Zeit taten dies nur für eine Frau, für die es sich lohnte, zu kämpfen. Diese Entscheidung traf man auch damals nicht ohne Gefühl. Dass Emil in Natalies Elternhaus zog, war ein Bekenntnis. Zu ihr, ihrer Familie und einer gemeinsamen Zukunft. Damit wurde Natalie von der einfachen Bauerntochter zur Vermittlerin zwischen den Generationen. Mit viel Fingerspitzengefühl musste sie dafür sorgen, dass Emil seinen Platz auf dem Hof fand und dass aus zwei Familien eine wurde. Und während Neues zusammenwuchs, ging anderes zu Ende.

Beginn und Abschied liegen oft nah beieinander. Der Alltag selbst lehrt die Menschen auf dem Land, wie das Leben funktioniert: Ein Tag beginnt, die Sommersonne endet, ein Jahr vergeht. Das Leben ist nicht endlos, es ist ein Kommen und Gehen. Auf den schweren Abschied vom Vater Johann sollte die große Freude über den kleinen Friedrich folgen – das Ende einer Generation und der Anfang einer neuen. Eine Geburt in einem so kleinen Dorf war ein Gemeinschaftsereignis. Sie veränderte etwas im Miteinander und für die Zukunft. Es lebte weiter und erhielt neuen Atem. Für Natalie und Emil war ihr Sohn ein Geschenk Gottes. Er war der Erbe, dem Hof und Bestand anvertraut werden sollten. Drei Jahre später sollte Tochter Johanna folgen, die dem Paar ebenso lieb und teuer war. In ihren Kindern sahen Natalie und Emil einen doppelten Segen. Die jungen Eltern füllten den arbeitsreichen Alltag mit Zuwendung und Fürsorge – und ließen auch Großmutter Maria an diesem Glück teilhaben.



Die Witwe Knaack war nach dem Tod ihres Mannes Inhaberin der Kossatenstelle und des Bauernhauses. Mit ihren über 70 Jahren trug sie zu viel Verantwortung für ihre alten Schultern und hatte daher einen Übergabevertrag aufsetzen lassen, mit dem sie Haus und Hof an Natalies Mann überschrieb. Dass der Besitz nicht direkt auf ihre Tochter ging, entsprach der damaligen Praxis. Der Status der verheirateten Frau war damals noch ein anderer. Sie hatte rechtlich kaum Selbstständigkeit, geschweige denn Geschäftsfähigkeit. Ihre Anerkennung erfolgte durch Arbeit, Fleiß und Familienführung. Ein Hof wurde damals nicht von einer Frau geführt. Stabilität versprach allein ein männlicher Besitzer. So ging die Kossatenstelle in Neuendorf auf Emil über, mitsamt allen Rechten und Verpflichtungen. Nach dem damals gültigen Preussischen Allgemeinen Landrecht musste der Ehemann seiner Frau Wohnung, Unterhalt und Schutz gewähren. Besitz und rechtliche Verantwortung gehörten ihm. Wie sich die Übergabe für Natalie anfühlte? Sie wurde damals anders empfunden, als man es heute vermuten würde. Sie entsprach der Ordnung, in der sie aufgewachsen war. Dieses Haus blieb dennoch ihr Zuhause.

Doch diese Ordnung begann sich zu verändern. Die Gesellschaft befand sich im Umbruch, bei dem auch die Rolle der Frau zunehmend kritisiert wurde. Namen wie Louise Otto-Peters oder Helene Lange, die sich für Bildung und Teilhabe der Frauen einsetzten, waren auch in abgelegenen Gegenden nicht ganz unbekannt. Man las über sie in Zeitungen, mal mit Bewunderung, mal mit Skepsis. Ein erster großer Schritt war das Bürgerliche Gesetzbuch (BGB) von 1900. Es regelte die Ehe neu und gab Frauen zumindest minimale rechtliche Sicherheiten. Noch war die Gleichstellung weit entfernt, aber der Gedanke, dass Frauen Teil einer wirtschaftlichen und familiären Gemeinschaft waren, begann sich vorsichtig durchzusetzen. Nur wenige Jahre später – 1904 – setzten Emil und Natalie ein gemeinsames Testament auf. Obwohl Emil seit der Hofübernahme 1891 rechtlich alleiniger Eigentümer war, entschied er sich bewusst dafür, Natalie abzusichern. Sie ließen eine Allgemeine Gütergemeinschaft eintragen. Alles, was im Eheleben geschaffen wurde, sollte damit beiden gehören. Natalie stieg auf: von der besitzlosen Ehefrau zur Mitinhaberin, von der Stummen zur Stimme ihres gemeinsamen Besitzes. Emil räumte damit Natalie denselben Rang ein wie sich selbst. Das zeigt ihre enge Bindung und ihr großes gegenseitiges Vertrauen zueinander in einer Zeit, in der Frauen gesellschaftlich wenig sagen durften. Und noch mehr: Mit dem Aufsetzen solcher Schriftstücke war die Familie überdurchschnittlich rechtsbewusst und wirtschaftlich vorausschauend. Nicht jede Bauern- oder Kossatenfamilie erstellte so klare Regelungen.

Mit dem Tod ihrer Mutter wurde Natalie zur zentralen Frau des Hofes. Das alte Gutsherrschaftssystem existierte noch, doch neue Rechts- und Wirtschaftsformen kündigten sich an. Auf dem Land blieb vieles beim Alten, zugleich brachte die Industrialisierung neue Entwicklungen mit sich. Für die Familie Koos bedeutete diese Zeit eine Mischung



NATALIE KOOS, GEB. KNAACK

29.05.1857 – 02.02.1935

aus Tradition und neuen Chancen. Natalie war nun die Frau des Gutsvorstehers – genau wie einst ihre Mutter Maria. Die Stellung war ihr vertraut, aber es war nun *ihre* Stellung. Natalie formte das Leben auf dem Hof in diesen Jahren entscheidend mit, so dass es für die Familie Koos stabile und erfüllte Jahre wurden.

Als sich ab 1914 die Kriegsjahre mit all ihrem Mangel Einzug hielten, mussten Natalie und ihre Tochter noch härter arbeiten als zuvor. Dürre und Kälte trafen das Land, Lebensmittel, Brennmaterial und Kleidung wurden knapp, doch am meisten fehlte Friedrich. Ihr Sohn war an der Front. Die Sorge um den jungen Mann, auf den sich ihre Hoffnung und ihr Herz richteten, begleitete sie in all ihren Gedanken. Mit seinem Weggang fiel eine wichtige Arbeitskraft auf dem Hof aus. Dennoch durfte hier nichts stillstehen. Sie brauchten alles, was der Hof hergab, denn Butter und Milchabgaben wurden immer fordernder. Es war Freitag, der 1. Juni 1917. Ein Tag, an dem die erste Heuarbeit anlag, es war die letzte Zeit sehr warm und trocken gewesen. Niemand im Dorf hätte ein Telegramm erwartet. Es war einer jener Tage, an denen das Leben seinen gewohnten Lauf nahm – und plötzlich stillstand. An diesem Tag erreichte sie die Nachricht, dass ihr Sohn Friedrich gefallen war. Nur wenige Tage nach Natalies 60. Geburtstag.

Der Verlust eines Kindes verändert Eltern. Er bricht sie – oder er schweißt sie zusammen. Bei Emil und Natalie war es Letzteres. Damals sprach man nicht offen über Gefühle, sondern zeigte sie in Taten. Und Emils war der größte Beweis. Dass ihr Mann ihren Sohn heimholte, schenkte Natalie etwas, das vielen Müttern ihrer Zeit verwehrt blieb. Sie hatte nun einen Ort der Trauer.

Nach dem Ersten Weltkrieg lag Deutschland wirtschaftlich am Boden. Es schlich sich eine Geldentwertung ein, die sich bis zur Hyperinflation von 1923 steigerte. Die Mark verlor täglich an Wert; Preise stiegen ins Bodenlose. Ein Pfund Butter kostete zeitweise 150 Milliarden Mark. Es war eine große Zahl ohne Bedeutung, weil das Geld längst wertlos war. Menschen brachten ihr Bargeld in Wäschekörben oder Schubkarren zum Einkaufen. Auf dem Land war die Lage etwas weniger dramatisch als in den Städten, denn Bauern hatten ihre eigenen Lebensmittel. Doch auch hier brach die Geldwirtschaft zusammen. Auf Rügen behalfen sich die Gemeinden mit eigenem Notgeld. Sie griffen auf die Vorkriegswährung Goldmark zurück, die sich für deutlich stabiler als die wertlose Papiermark erwies. So überlebte das Dorf, während ringsum das Geld im Takt der Druckmaschinen seinen Wert verlor. Das lag nicht zuletzt an der Stärke der Gemeinschaft. Die junge Weimarer Republik stand unsicher auf den Beinen, also verließ sich Neuendorf auf sich selbst. Man vertraute auf das, was das Dorf seit Generationen am Laufen hielt: Familie, Kirche und Nachbarn.



Doch auf diesem Hof fehlte jemand. Wie sollte es nun weitergehen? Der Sohn, der ihn einst tragen sollte, war tot – und wieder war es eine Tochter, die in die Verantwortung hineinwuchs. Darin fand Natalie Trost. Johanna würde bewahren, was sie gemeinsam aufgebaut haben. Sie hatte sie zu einer starken Frau erzogen. In dieser schweren Zeit war das das Einzige, worauf sie hoffen konnte. Nach Johannas Hochzeit kamen wieder Kinder ins Haus. Erst eine Enkeltochter, dann Natalies zweiter Friedrich.

Natalie ging in den Anfängen des Dritten Reiches von ihren Lieben. Sie war die einzige Frau unserer Familie, die in diesem Haus ihr Leben begann und auch vollendete. Sie hinterließ ihren Emil und die junge Familie Burwitz mit der Gewissheit, dass ihr Zuhause auch das der nächsten Generation bleiben würde. Und so hatte sie ihre Aufgabe erledigt.



Natalie war eine starke Frau – stärker, als es ihre Zeit zuließ, offen zu zeigen. Sie stand zwischen den Generationen. Mit ihrem diplomatischen Geschick hielt sie das Gefüge zusammen und trug entscheidend dazu bei, dass der Hof stabil, harmonisch und zukunftsfähig blieb. Als Frau einer Mischwirtschaft war Natalie durchaus praktisch veranlagt. Doch sie war weit mehr als das. Sie war Emils Partnerin, nicht sein Schatten. Ihre Nähe wuchs aus ihrer gemeinsamen Herkunft und wurde unerschütterlich, als ihr Sohn Friedrich starb. In Familie wie in der Wirtschaft war ihr Urteil Teil seiner Entscheidungen. Sie diente der Familie und führte sie zugleich. Natalie wurde gehört. Ihre Stimme zählte.



*Die Liebe zu seinem Kind konnte der Krieg
ihm nicht nehmen.*



EMIL KOOS

12.10.1859 – 23.08.1945

DER NEUENDORFER

Emil Koos wurde am 12. Oktober 1859 in Neuendorf geboren, am Rand der Hunnenbaek, wo Wasser, Wiesen und Ackerland ineinander übergingen. Er war das erste Kind von Maria und Martin Koos – ihr einziger Sohn. 1882 heiratete Emil die zwei Jahre ältere Natalie, die schöne Kossatentochter der Eheleute Knaack. Die beiden kannten sich seit Kindertagen, hatten zusammen die kleine Dorfschule besucht und waren miteinander groß geworden. Mit der Heirat ging Emil zu seiner Frau auf den Knaack-Hof, die Kossatenstelle Nr. 10. Das alte Bauernhaus war klein und niedrig gebaut – wie die meisten Häuser in Neuendorf. Die wenigen Fenster ließen nur gedämpftes Licht hinein. Ein Bad gab es nicht. Man wusch sich in einer Schüssel mit Wasser aus dem Brunnen.

Die Küche war der Kern des Hauses. An der offenen Feuerstelle wurde gekocht, geheizt und getrocknet. Eine Speisekammer schloss sich an, gefüllt mit den Vorräten des Jahres. Die kleinen Stuben dienten als Wohnraum, Arbeitsraum und Schlafzimmer zugleich. Möbel waren schlicht: ein grober Holztisch, ein paar Stühle, Truhen für Wäsche und Kleidung, einfache Betten. Die Toilette befand sich draußen hinter dem Stall. Sie machte bei schönem Wetter ebenso wenig Freude wie bei Eis oder Sturm. Wenn der Frost tagelang über den Bodden zog und der kalte Wind durch jede Ritze drang, wurde es auch im Haus bitterkalt. Dann legte man erwärmte Feldsteine ans Fußende der Betten, um die Nacht zu überstehen. Der hintere Teil des Hauses war Tenne und Stall zugleich, als Lager für Fuhrwerk und Ernte und als Bleibe für die wenigen Tiere. So lebte Emil fortan mit Natalie und den Schwiegereltern in einem Haus, das wenig bot, aber alles zusammenhielt.

Für große und kleine Machtkämpfe zwischen Schwiegervater und Schwiegersohn blieb kaum Zeit. Das Leben auf dem Hof war arbeitsreich und ließ wenig Raum für Empfind-



EMIL KOOS

12.10.1859 – 23.08.1945

lichkeiten. Die fürstliche Verwaltung gab damals immer mehr Ackerflächen am Rand der Gemarkungen frei, bis zum Putbusser Park. Viele Kossaten bewirtschafteten zusätzliche Felder. In Neuendorf wurden bald größere Scheunen gebaut, mehr Vieh gehalten und neue Arbeitskräfte gebraucht. Tagelöhner, oft einfache Leute aus Putbus oder den Nachbardörfern, halfen bei der Ernte, beim Torfmachen und beim Stall.

Im Neuendorf, das sich langsam veränderte und gleichzeitig vertraut blieb, begann Emil sein eigenes Familienleben – als junger Mann, als Schwiegersohn, als Kossat und als Teil eines Hofes, der nun mehr und mehr zu seiner Verantwortung wurde. Der Schwiegervater starb bereits ein Jahr nach der Hochzeit des jungen Paares. Damit wurde Emil früh zum Hausherrn – und kurz darauf auch zum Vater. 1883 kam Sohn Friedrich zur Welt, und drei Jahre später Tochter Johanna. So füllte sich das alte Bauernhaus mit neuem Leben. Emil ging in seiner Vaterrolle auf. Er interessierte sich lebhaft für die Entwicklung seiner Kinder, half bei Schulausflügen, fuhr die Kinder mit dem Pferdewagen zu Veranstaltungen in der Umgebung und engagierte sich im Elternvorstand. Für ihn war die Schule nicht nur ein Ort des Lernens, sondern das Herz des Dorflebens – und das lag nicht zuletzt an seiner engen Verbindung zu Lehrer Müller. In Neuendorf war Müller weit mehr als ein Schulmeister. Er kümmerte sich um kranke Kinder, verteilte Hilfsgüter, dokumentierte Stürme, Krankheiten und besondere Ereignisse. Gleichzeitig heizte er die Schulstube und hielt das Gebäude instand. In einer kleinen Gemeinschaft wie Neuendorf war der Lehrer damit eine der wichtigsten Bezugspersonen überhaupt. Als Emil 1891 Gutsvorsteher wurde, rückte die Zusammenarbeit der beiden Männer noch enger zusammen. Als Gutsvorsteher organisierte und überwachte er die Gemeindearbeiten, ließ Wege und Gräben instand halten und koordinierte die gemeinschaftlichen Dienste der Kossaten. Er zog Abgaben im Auftrag des fürstlichen Amtes ein, setzte Anordnungen aus Putbus um und schlichtete kleinere Streitigkeiten im Dorf. Viele dieser Aufgaben berührten auch die Schule. Für Emil war Müller mit seinem Amt jemand, mit dem er Verantwortung teilte und dessen Urteil er schätzte. Beide Männer prägten Neuendorf: Emil in den praktischen und verwaltungstechnischen Dingen, der Lehrer im schulischen, kulturellen und sozialen Bereich.

Die Aufgabe als Gutsvorsteher war für Emil anspruchsvoller, als sie auf den ersten Blick wirken mag. Zum Gutsbezirk Neuendorf 5 gehörte nicht nur das stille Neuendorf selbst, sondern auch die kleine Insel Vilm. Schon seit dem frühen 19. Jahrhundert hatte sie Maler wie Caspar David Friedrich angezogen, die in ihrer Landschaft ein besonderes Motiv fanden. Wegen zunehmender Beliebtheit setzte ab 1891 regelmäßig ein Boot für Besucher von Lauterbach nach Vilm über – und alles, was dort geschah, fiel ebenfalls in Emils Verantwortungsbereich. Noch stärker forderte ihn jedoch der größte Teil seines Bezirks: Lauterbach als das erste moderne Seebad auf Rügen. Von hier aus nahm die touristische Entwicklung der ganzen Insel einst ihren Anfang. Fürst Wilhelm Malte I. hatte mit dem eleganten Friedrich-Wilhelmsbad den Grundstein für die Rügener Bäder-



kultur gelegt. Gegen Ende des 19. Jahrhunderts wuchs der Fremdenverkehr rasant. Die neue Eisenbahnlinie Bergen–Lauterbach (1890) und die fürstliche Bäderbahn von Putbus nach Binz (1895), später bis Göhren verlängert, machten das Seebad für Gäste leicht erreichbar. Lauterbach war so ein frühes touristisches Zentrum geworden.

Auch Neuendorf blieb davon nicht unberührt. Der kleine Ort am Bodden verfügte über eine natürliche Badestelle – flach, sandig, abgeschieden. Gerade dieser stille Uferabschnitt zog immer mehr Sommerfrischler an, die dort gern, fern von Vorschriften und Eintrittsgeldern, badeten. Was für die Neuendorfer selbstverständlich war – einfach nach Lust und Laune im Bodden zu baden – wurde für das fürstliche Seebad Lauterbach zum Problem. In den mondänen Seebädern herrschten strenge Regeln: getrennte Badezeiten für Frauen und Männer und Umkleide im Badekarren. Als sich der Pächter des Lauterbacher Badehauses davon wirtschaftlich bedroht fühlte, forderte er im Jahr 1909, das Freibaden in Neuendorf zu verbieten. Emil stellte sich entschlossen vor sein Dorf, das nichts anderes tat, als den Bodden so zu nutzen wie seit Generationen zuvor. Er widersprach dem Verbot, schrieb an die fürstliche Verwaltung und sprach im Schloss vor. Ruhig, sachlich, aber mit klarer Haltung machte er deutlich, dass Neuendorf seine Badestelle nicht verlieren dürfe. Er setzte sich durch. Ein eigener Badeverein wurde zwar nicht anerkannt, doch das freie Baden in Neuendorf blieb bestehen.

Ob man da schon von touristischem Weitblick sprechen kann, bleibt ungewiss. Emil erkannte in jedem Fall, was sein Dorf wert war und was es verlieren würde, wenn man ihm diese Freiheit nahm. Das Boddenufer, das er damals verteidigte, ist bis heute der Strand von Neuendorf geblieben: naturbelassen, ruhig, unverstellt. Ein Ort, an dem man noch immer so badet wie vor über hundert Jahren.

Emil war keiner, der stehenblieb. So wie er Neuendorf am Wasser behauptete, suchte er auch in der Landwirtschaft nach besseren Wegen – oft früher als andere. Um 1911 zählte Neuendorf 26 Gehöfte. Die alte Dreifelderwirtschaft war im 19. Jahrhundert zwar vielerorts verschwunden, aber auf kleinen Kossatenhöfen wie in Neuendorf hielt sie sich erstaunlich lange. Während große Güter schon längst moderne Fruchtfolgen führten, dauerte es hier, bis Klee, Rüben, Kartoffeln und wechselnde Getreidesorten die brachliegenden Felder ablösten. Viele Kossaten waren auch technischen Neuerungen gegenüber eher zurückhaltend. Emil war die Ausnahme. Er war einer der Ersten im Dorf, der einen Breitdrescher anschaffte – „so'n niemodsches Ding“, wie mancher Nachbar skeptisch murmelte. Später kamen ein Schüttelwerk und eine Putzmühle, die das Korn nach dem Dreschen reinigte, hinzu. Diese Geräte standen auf der Scheunendiele, wurden von Hand betrieben und blieben bis in die 1930er Jahre in Gebrauch. Mein Großvater Hans-Friedrich kannte sie noch. Mit der neuen Technik ging ein Wandel der Bewirtschaftung einher, so dass sich auch die Zusammenarbeit unter den Bauern



EMIL KOOS

12.10.1859 – 23.08.1945

weiterentwickelte. Maschinen waren für einen einzelnen Hof nicht bezahlbar. So taten sich Emil und die Kossaten Weidemann zusammen. Sie kauften eine Drillmaschine, einen Lobbenmäher, einen Mähbinder und eine Dampfdreschmaschine. Ihre Anschaffung erleichterte die schwere Drescharbeit spürbar. Andere Kossaten taten es ihnen gleich. Die Neuendorfer kannten das Zusammenarbeiten bereits aus der Fischerei, in der sie seit Generationen in Kommunen wirtschafteten – und übertrugen das bewährte Prinzip auch auf die Landwirtschaft. Man half sich seit jeher mit Arbeitskraft, Zugvieh und Geräten. Vertrauen ersetzte Verträge. So pflanzten die Bauern für die Fischer Kartoffelflächen an, während die Fischer im Gegenzug bei Getreide- und Hackfruchternte ihren Arbeitseinsatz leisteten. In dieser Zeit boten Landwirtschaft und Fischerei Emil – wie auch allen anderen Neuendorfern – eine stabile, wenn auch bescheidene Existenz. Der Familie ging es gut, bis der Krieg sich ankündigte.

Der Erste Weltkrieg, besonders das Jahr 1917, traf die Koosens hart. Dürre im Sommer, eisige Kälte im Winter und immer knapper werdende Vorräte. Ein Kossat wie Emil hatte nur wenige Kühe, und gerade deshalb schmerzten die geforderten Milch- und Butterabgaben doppelt. Was die Familie dringend gebraucht hätte, musste an den Sammelstellen abgeliefert werden. Mit der Knappheit kamen auch die Diebstähle. Viele Höfe litten darunter, der Koos-Hof war keine Ausnahme: Sechs Hühner und ein Kaninchen verschwanden hier. Die Neuendorfer begannen, ihre Scheunen und Felder nachts zu bewachen, Vorräte zu verstecken. Niemand sollte ihnen das Wenige nehmen, das sie hatten. Es war eine Zeit, in der jeder Verlust existenzbedrohend werden konnte. Doch es sollte noch schlimmer kommen. Der Krieg, der schon so viel gefordert hatte, nahm Emil auch noch das Wertvollste. Sein Sohn war am 31. Mai 1917 in Frankreich gefallen.

Als Emil einen Tag später die Nachricht vom Tod seines Kindes erhielt, beschloss er, Friedrich nach Hause zu holen. Es war das Einzige, was er noch für ihn tun konnte – ein letzter Dienst als Vater. Zivilisten durften aber nur mit Sondergenehmigung ins Kriegsgebiet reisen. Wer einen gefallenen Soldaten überführen wollte, brauchte eine militärische Freigabe, eine Transportgenehmigung und einen Pass – all das beantragte Emil nachweislich. Allein dieser bürokratische Teil konnte Wochen dauern. Viele Väter erhielten keine Erlaubnis. Dass Emil sie bekam, zeigt seine Entschlossenheit. Seine Fahrt nach Rethel in Frankreich war eine Reise quer durch ein zerrissenes Reich. Es stand militärisch mit dem Rücken zur Wand. Die Fronten hielten nur noch mit Mühe und im Inneren litt es unter Erschöpfung. Züge fuhren unregelmäßig oder waren überfüllt, Militär- und Lazaretttransporte hatten Vorrang. Am 2. November 1917 gelang Emil schließlich die Ausreise. Weitere Tage vergingen, ehe er das Lazarett in Rethel erreichte. Dort stand er schließlich vor dem Leichnam seines Sohnes. Friedrichs Tod lag zu diesem Zeitpunkt bereits fünf Monate zurück. Sein toter Körper lag in einer Zinnwanne, einer kalten metallenen Hülle, fern von allem, was einst lebendig an ihm gewesen war. Sein Kind, das



als kleiner Junge auf seinem Schoß saß, das er als Heranwachsender begleitet hatte, das er zum Mann hatte werden sehen. Zum Trauern blieb keine Zeit. Der Leichentransport in die Heimat musste organisiert, Genehmigungen vorgelegt und zig Unterschriften geleistet werden. Emil war viele Tage oder Wochen mit seinem toten Sohn unterwegs. Es war ein langer, qualvoller, administrativer Weg von über 2.000 Kilometern – doch er ging ihn bis zum Ende. Er tat, was viele Väter nicht konnten, aus Liebe zu seinem Sohn. Am 9. Dezember 1917 konnte Friedrich in der Heimat bestattet werden und endlich seine Ruhe finden. Emil hatte ihn zurückgebracht, wo er zu Hause war.

Nach diesem Schicksalsschlag tat Emil das Einzige, was ihm Halt gab: Er arbeitete. Nach einem sehr stillen Weihnachten wurde am 29. Dezember 1917 in Neuendorf die Elektrizitäts- und Maschinen-Genossenschaft gegründet, mit Emil im Aufsichtsrat. 1918 fand die erste Generalversammlung statt, und am 10. April 1919 wurde der Bau des Ortsnetzes beschlossen. Drei Jahre später bekam Neuendorf Strom. Für ein kleines Bodden-Dorf war das eine große Entwicklung. Emil war einer der treibenden Kräfte. Der Fortschritt half ihm weiterzugehen. Als Neuendorfer wollte er nicht hinnehmen, dass seine Heimat nach den schweren Kriegsjahren erstarrte.

Während Deutschland sich in der jungen Weimarer Republik neu sortierte, tat es auch Emils Familie. Seine Tochter Johanna hatte in Willi Burwitz ihren Lebensgefährten gefunden, und 1923 wurde Emil zum ersten Mal Großvater. Seine kleine Enkeltochter Annemarie brachte wieder Licht in das dunkle Bauernhaus. 1928 folgte sein Enkel Hans-Friedrich, in dem Emil immer etwas von seinem Sohn sah. Er zeigte dem Jungen, wie man Haus und Hof führt, Tiere versorgt und mit den Jahreszeiten arbeitet. Es war dasselbe Wissen, das er einst Friedrich vermittelt hatte.

Im Jahre 1935 wurde Emil Witwer. Seine Frau Natalie starb, als sich bereits die nächste Katastrophe der Geschichte ankündigte. Während in Berlin Reden gehalten und Gesetze verändert wurden, verlief die Machtübernahme hier leiser: über neue Amtsträger, Vorschriften und Erwartungen an die Bauern. Viele Menschen waren zunächst hoffnungsvoll, denn die Weimarer Jahre hatten wirtschaftlich viel Unsicherheit gebracht. Emil teilte diese Zuversicht nicht. Mit über siebenzig Jahren wusste er, dass große Umbrüche oft mit übertriebenen Versprechen beginnen und dass Zeiten des Jubels schnell in Zeiten der Not umschlagen können. Der Verlust seines Sohnes hatte ihn vorsichtig gemacht. Wäre es in Emils Macht gewesen, so hätte er die junge Generation vor dem nächsten Leid bewahrt. Wieder musste er mit ansehen, wie ein Sohn in den Krieg gerufen wurde. Dieses Mal war es sein Enkel Hans-Friedrich. Es erschien ihm wie ein dunkles Echo. Wenige Monate nach dem Kriegsende verstummte sein Leben im alten Bauernhaus. Es war der 23. August 1945. Vielleicht konnte Emil in seinen letzten Stunden die Gewissheit spüren, dass sein Enkel den Krieg überlebt hatte. Frieden würde einkehren. Und so konnte er auch seinen eigenen finden.



EMIL KOOS

12.10.1859 – 23.08.1945



Emil starb als alter Mann, der mit den Weltkriegen schwere Zeiten erlebt hatte, aber mit seiner Familie auch viele gute Jahre des Glücks erfahren durfte. Er war ein Visionär, getragen von Willensstärke, Selbstdisziplin und großer Loyalität. Ein Neuendorfer mit Leib und Seele – ganz so wie später sein Enkel und mein Großvater Hans-Friedrich. Er wurde in Vilmnitz bestattet. Als das Familiengrab dort vor ein paar Jahren geschlossen wurde, kam Emils Grabstein nach Neuendorf ans alte Bauernhaus. Diese Entscheidung geht auf den Hofnachfolger Holger Burwitz zurück, seinen Urenkel und meinen Vater. Anfangs erschien es mir merkwürdig, dass auf diesem lebendigen Hof nun ein Grabstein stand. Doch je mehr ich nun über Emil erfahren durfte, desto klarer wurde mir: Er gehört genau hierher. Ich hätte meinen Ururgroßvater gern kennengelernt: diesen klugen, zähen, tapferen und warmherzigen Menschen, der nie von Neuendorf fortging und gerade deshalb hier so viel hinterließ.





1940 mit seinem Enkel Hans-Friedrich



1985

*Friedrich war für ein Leben gemacht,
nicht für den Krieg.*



FRIEDRICH KOOS
26.08.1883 – 31.05.1917

DER VERLORENE SOHN

Friedrich Koos wurde am 26. August 1883 im alten Bauernhaus geboren. Als erster Sohn von Emil und Natalie Koos war früh klar, dass er eines Tages den Hof übernehmen würde. Er wuchs in einer warmen, vertrauten und von Tradition getragenen Umgebung auf, behütet von Eltern und Großeltern, die ihm ihren Alltag und ihre Arbeit wie selbstverständlich vorlebten. Nach dem Tod ihres Mannes blieb Natalies Mutter, Maria Knaack, auf dem Hof. In den ersten Jahren seiner Kindheit war sie stets in Friedrichs Nähe. Auch die Großeltern Koos lebten im Dorf nur wenige Schritte vom Elternhaus entfernt. So war der kleine Friedrich sanft gebettet wie auf weichen Daunen, sicher und warm inmitten seiner Familie.

Sein Vater brachte Friedrich vieles bei. Er zeigte ihm, wie ein Tag zwischen Hof, Feld und Wasser seinen Rhythmus findet. Doch auch Lesen und Schreiben sollte der Junge lernen. So besuchte er die Neuendorfer Schule, die sich unser Dorf, Wreechen und Lauterbach teilten – ein Schulverband, in dem oft fünfzig bis siebzig Kinder in einer einzigen Stube saßen. Alle Jahrgänge lernten gemeinsam bei einem einzigen Lehrer: Lehrer Müller, einem strengen, aber gerechten Mann, der im Dorf und darüberhinaus großen Respekt genoss. Friedrich wird ihn gemocht haben, nicht zuletzt, weil Müller ein enger Vertrauter seines Vaters Emil war und häufig auf dem Hof vorbei schaute.

Für Friedrich war der Schulweg ein kurzer. Doch nicht so für viele seiner Kameraden. Kinder aus Lauterbach und Wreechen mussten oft überflutete Pfade nehmen, wenn das Boddenwasser hochstand, oder durch verschneite Wege stapfen, wenn der Winter das Land einhüllte. Der Schulweg konnte manchmal zu einem Abenteuer werden. Oft fiel die Schule wegen Unwettern aus. Und auch in der Erntezeit blieben die Schulbänke leer, wenn die Kinder am Hof gebraucht wurden. Trotz aller Mühen gab es in der kleinen



FRIEDRICH KOOS

26.08.1883 – 31.05.1917

Schule viel Zusammenhalt. Lehrer Müller organisierte Weihnachtsfeiern, kleine Theaterstücke, Ausflüge und große Kinderfeste. Bei einem durfte Friedrich im Jahr 1892 Kinderfest-König werden. Besonders der Kaisergeburtstag wurde feierlich begangen: mit Fahnen, Liedern und frischem Kuchen – ein Höhepunkt im Jahreslauf der Dorfkinder. Doch was war ein Kaiser überhaupt für einen Jungen wie Friedrich? In Neuendorf war die Welt überschaubar, und das große Reich mit seinen Kaisern lag weit hinter dem Bodden, hinter allem, was man hier kannte. Das sogenannte Dreikaiserjahr von 1888 spielte im Dorf nur am Rande eine Rolle. Man nahm zur Kenntnis, dass ein Kaiser gestorben war und ein neuer folgte. Doch der Alltag auf dem Hof blieb davon unberührt. Erst Jahre später sollten die großen Veränderungen der Zeit unter Wilhelm II. Neuendorf und damit auch das Leben von Friedrich erreichen. Für die Menschen hier war nicht der Kaiser entscheidend, sondern derjenige, dessen Entscheidungen sie direkt spürten. Der Fürst zu Putbus bestimmte Wege, Äcker, Uferrechte, Schulfragen, Jagdreviere, Abgaben, ja sogar soziale Fragen. Doch manchmal berührte das große Reich auch die kleine Welt der Dorfkinder. Etwa am 17. Juli 1890, als die Kaiserin Auguste Viktoria Lauterbach besuchte und die Schulkinder der Umgebung sie am Hafen begrüßen durften. Auch der kleine Friedrich stand damals unter ihnen: staunend, schüchtern und mit dem Gefühl, dass jemand Bedeutendes an ihm vorbeizog.

Die allgemeine Wehrpflicht gehörte im Kaiserreich zum Leben eines jeden jungen Mannes. Ein militärischer Dienstgrad war so selbstverständlich wie Saat und Ernte. Und selbst in den Dörfern wussten die Jungen, dass die Musterung ihr erster Schritt in diese Ordnung war. So ging der heranwachsende Friedrich dem Tag seiner Musterung entgegen. Ein nüchterner Pflichtakt, aber in jener Zeit ein entscheidender Übergang: vom Dorfjungen zum Soldaten in einem Reich, das mehr denn je auf militärische Stärke setzte. Für viele Jungen war es das erste Mal, dass sie bewertet wurden, dass das Reich sich für sie interessierte, dass sie sich außerhalb des Dorfes beweisen mussten. Je nach Körperbau und Eignung wurde über die Truppenzugehörigkeit entschieden. Für Friedrich war die Infanterie vorgesehen. Mit zwanzig Jahren trat er in den aktiven Dienst ein, dem er zwei bis drei Jahre lang angehörte. Danach blieb er der Armee als Reservist verbunden. Die Familien im Dorf waren stolz auf ihre Söhne: Der Junge, der zur Armee ging und als Mann zurückkehrte. Der Kaiser setzte auf diese Pflicht als Schule für Disziplin, Gehorsam und nationale Einheit.

Wie die meisten Söhne kleiner Bauernstellen kehrte Friedrich nach seiner Wehrpflicht wieder nach Neuendorf zurück. Es folgten gute Jahre: Die Landwirtschaft befand sich im Wandel. Neue mechanische Hilfen erleichterten die Arbeit und veränderten die Ernte. Vater und Sohn sprachen über Verbesserungen auf dem Hof und setzten sie gemeinsam um. Friedrich war ein junger Kopf, der mitdachte und eigene Ideen hatte. Schritt für Schritt wuchs er in die Rolle hinein, die für ihn vorgesehen war. Es war ein



ruhiges, arbeitsreiches und zufriedenes Leben, eines, das gedeihen wollte. Bis plötzlich der Krieg wie ein Blitz einschlug und alles verbrannte, was gewachsen war.

Der Erste Weltkrieg begann im Sommer 1914. Auslöser war das Attentat von Sarajevo, doch die eigentlichen Gründe lagen tiefer: Rivalitäten zwischen den Großmächten Europas, Wettüsten, Kolonialkonflikte und ein Bündnissystem, das aus einem regionalen Streit schnell einen Flächenbrand machte. Als Österreich-Ungarn Serbien den Krieg erklärte, traten nach und nach alle verbündeten Staaten in den Konflikt ein – Deutschland auf der einen, Russland, Frankreich und später Großbritannien auf der anderen Seite. Für die Menschen auf dem Land kam der Krieg wie ein plötzliches Donnern aus der Ferne. Doch schon wenige Wochen später wurden die ersten jungen Männer eingezogen. Auch Friedrich erhielt den Befehl, sich zu melden. Doch in Friedrichs Herzen sah es anders aus. Er wollte nicht weg aus Neuendorf, nicht aus dem Leben, das ihm vertraut war, gerissen werden. Und sein Weg, der bisher für ihn so klar schien, führte plötzlich an die Front. Er wurde Ersatz-Reservist der 3. Kompanie des Infanterie-Regiments Nr. 14, einem pommerschen Regiment der Kaiserlichen Armee, das seine ersten Kämpfe an der Westfront hatte. Im Spätherbst zog das Regiment an die Ostfront. Dort erlebte es den Bewegungskrieg in Polen, Gefechte im Raum Łódz und Warschau und eisige Nächte in den Stellungen an der Rawka. Anfang 1915 folgten die schweren Kämpfe in den Karpaten, und ab Mai rückte es durch Galizien bis Lemberg vor.

Für Friedrich kam der Krieg ohne Vorwarnung. Er fühlte sich ihm schutzlos ausgeliefert. Im heimatlichen Neuendorf war sein Alltag sicher: frühes Aufstehen, Arbeiten auf dem Hof, eine warme Mahlzeit, vertraute Stimmen, guter Schlaf nach einem Tag an der frischen Luft. Er kannte seinen täglichen Ablauf, den sicheren Boden unter den Füßen. An der Front dagegen verlor der Tag jede Ordnung. Stundenlang stand er im Schützengraben mit den Knöcheln im Matsch, umgeben von Kälte, Lärm und der ständigen Gefahr. Granaten, Feuerüberfälle, Alarmrufe, Angst – nichts davon erinnerte an den Frieden der Felder zu Hause. Die Nässe kroch in die Uniform, die Kälte in die Knochen. Es war ein Leben im Dreck: Läuse, Ratten, verdorbenes Essen, kaum Schlaf, viele Krankheiten. Viele Soldaten starben nicht nur im Gefecht, sondern auch durch Infektionen, verdorbenes Wasser und mangelnde Hygiene. Auch Friedrich blieb davon nicht verschont. Er erkrankte an Typhus. Im Oktober 1915 kam er ins Akutlazarett von Lemberg in Galizien (heute Lwiw, Ukraine). Von dort wurde er zur Weiterbehandlung nach Oels in Schlesien (heute Olesnica, Polen) verlegt, kam dann in ein Genesungslazarett nach Krefeld im Rheinland und schließlich in die Heimat ins Reserve-Lazarett nach Putbus. Dass Friedrich insgesamt vier Lazarette durchlief, eines davon in der Heimat, zeigt, wie lange er dienstunfähig war. Die preußische Militärmedizin sah in solchen Fällen eine Verlegung in heimatnahe Lazarette vor. Dort konnte er langsam wieder aufgebaut werden, die Familie durfte ihn besuchen, und für eine Zeit kehrte so etwas wie Nähe und



FRIEDRICH KOOS

26.08.1883 – 31.05.1917

Alltag zurück. Es war das letzte Mal, dass er den Hof, seine Eltern und seine Schwester Johanna sah.

Nach seiner Genesung wurde Friedrich an die Westfront versetzt. Dort setzte sich das Grauen fort. Der 16. April 1917 markierte den Beginn der großen französischen Nivelle-Offensive. Während der Hauptangriff an der Aisne erfolgte, lag das Infanterie-Regiment 14 im nördlichen Nebenabschnitt vor Reims. Auch hier begann der Morgen mit einem massiven Trommelfeuer. Der Krieg erreichte Friedrich in seiner Stellung. Er wurde schwer verwundet. Ein Lungendurchschuss traf ihn mitten im anhaltenden Artilleriefeuer der französischen Offensive. Da der Beschuss nicht nachließ, blieb er die ganze Nacht im Unterstand, notdürftig versorgt von seinen Kameraden. Erst am Morgen des 17. April konnte man ihn bergen und nach Rethel in das Kriegslazarett 51 A bringen. Dort wurde Friedrich 44 Tage lang gepflegt. Am Ende reichten sie nicht aus, um ein junges Leben zu retten. Der Soldat starb im Alter von 33 Jahren.

Sein Pfleger verfasste im Auftrag des Sterbenden einen Abschiedsbrief an die Familie. Darin wird geschildert, Kaiser und Kronprinz hätten Friedrich nach seiner Verwundung persönlich am Krankenbett besucht und ihm kurz vor seinem Tod das Eiserne Kreuz verliehen. Der Rügensche Hausfreund, eine stark religiös geprägte, bürgerlich-konservative Heimatzeitung, veröffentlichte diesen vermeintlichen Pflegerbrief im Sommer 1917 aus dem Lazarett in Rethel. Solche Schreiben waren im Ersten Weltkrieg kein Einzelfall. Aus der Fachliteratur geht hervor, dass vergleichbare Abschieds- und Trostbriefe im Ersten Weltkrieg vielfach an der Front verfasst und in die Heimat geschickt wurden. Einen Beleg dafür, dass Kaiser Wilhelm II. zu diesem Zeitpunkt tatsächlich das Lazarett in Rethel besucht hat, gibt es jedoch nicht. Der Kern bleibt jedoch wahr: Friedrich wurde fürsorglich gepflegt und wurde von seinen Kameraden geschätzt. Seine letzten Gedanken galten seinen Lieben in der Heimat. Nach allem, was in der Familie überliefert ist, erhielt Friedrich das Eiserne Kreuz. Sein langer Fronteinsatz, die schweren Einsatzorte und die Verwundung im April 1917 gaben dieser Auszeichnung ihr Gewicht. Friedrichs Tapferkeit wurde anerkannt, ob mit oder ohne kaiserlichen Händedruck.

In der großen Frühjahrsschlacht von April bis Ende Mai 1917 starben rund 163.000 deutsche und 187.000 französische Soldaten – junge Männer wie Friedrich, am Anfang ihres Lebens. Ihr Tod veränderte nichts. Die Front blieb vorerst bestehen. Ein Abwehreffolg, mehr nicht.



FRIEDRICH KOOS
26.08.1883 – 31.05.1917



Friedrich war kein Krieger. Er wollte nie einer sein. Er war ein Bauernsohn, dessen Leben zur Erde gehörte. Dank seines Vaters fand er in seiner Heimat seine letzte Ruhe. Wenige Dokumente und Erzählungen sind heute von Friedrich erhalten. Nach seinem Schicksal sprachen die Eltern kaum über ihn; ihr Schmerz saß zu tief, um Worte zu finden. Doch sein Name lebte in der Familie weiter. Mein Großvater erhielt ihn als Zeichen der Liebe und des Gedenkens. Friedrichs Schwester Johanna gab ihn an ihren Sohn weiter – damit ihr Bruder, trotz seines kurzen Lebens, Teil unserer Geschichte bleibt. Sein Name ist auf der Gedenktafel der Gefallenen des Ersten Weltkriegs in der Vilmnitzer Kirche verewigt – als Erinnerung an einen jungen Mann, dem ein anderes Leben zgedacht war.



*Der kleine Friedrich mit seinen Eltern,
Schwester Johanna und Großmutter Knaack*



(aus Vilmnitz freundlichst zugesandt) R.,
den 31.5.1917

Werter Herr Koos!

Als Freund und Pfleger Ihres Sohnes, Ers. Res. Fr. K., muß ich einen Brief an Sie schreiben. Sie wußten zweifellos lange, daß er durch Lungenschuß verwundet im Lazarett lag. Es ging ihm verhältnismäßig gut. Nur sah er etwas blaß aus. Er dachte oft an die liebe Heimat. Es gab keine größere Freude für ihn, als wenn er einen Kameraden traf, mit dem er sich in seiner Mundart unterhalten konnte.

Die letzten Tage ging es mit seiner Wunde nicht mehr gut. Er hatte zwar keine Schmerzen, aber die Wunde eiterte zu stark. Es wurde uns allmählich klar, daß sein Zustand ernst sei. Er dachte nicht im mindesten daran. Der Pfarrer wurde verständigt und besuchte ihn mehrmals. Gestern Abend wurde es auch ihm fühlbar, daß dieses Leben auch für ihn vorbei sei. Mit Ergebung in Gottes heiligen Willen fügte er sich willig in sein Geschick.

Er trug mir mit rührender Liebe auf, seine letzten Grüße an die Seinen zu bestellen. Möchte es mir möglich sein, dem toten Papier den Erguß herzlichster Liebe und Anhänglichkeit an die Seinen anzuvertrauen, den er Ihnen aus der Heimat widmete. Er selbst fühlte sich schon zu schwach, noch selbst zu schreiben. Ich kann mir denken, wie schwer es Ihnen

wird, einen so guten und braven Sohn zu verlieren. Er starb aber auch eines schönen Todes. Vor einigen Tagen war S. M. der Kaiser mit dem Kronprinzen hier, sprach freundlichst mit ihm, lobte seine Tapferkeit und freute sich, den ersten Krieger von der Insel im Felde anzutreffen. Er verlieh ihm dann eigenhändig das Eiserne Kreuz. Sie können sich denken, welche Freude das für ihn war.

Als nun seine letzte Stunde herannahete, machte er sich bereit zum wichtigen Schritte ins Jenseits. Er war voll Vertrauen, droben ein besseres Schicksal zu finden, ewigen Frieden. Gott wird sein Vertrauen nicht zu Schanden werden lassen.

Werter Herr K., zum Schluß mein herzlichstes Beileid zu dem herben Verlust, der Sie durch Gottes Zulassung getroffen hat. Ich habe Ihren lieben Sohn stets gern gepflegt. Es war mir eine Freude, weil er stets so treu und gutherzig war. Ich habe so oft mit ihm geplaudert. Sie sehen, ich kannte ihn so gut und verstehe, was Sie verlieren. Aber Sie werden ihm gewiß auch seine Erlösung und seinen Frieden gönnen. Er hat den guten Kampf gekämpft, den Lauf vollendet, den Glauben bewahrt, und deswegen wird ihm auch seine Krone zuteil werden.

Nochmals herzlichstes Beileid
Der Pfleger Ihres Sohnes
M. G.



*Johanna lebte ein Leben aus Pflicht
und trug es mit Würde.*



DIE NACHGERÜCKTE

Mit dem Frauenwahlrecht ab 1918 erhielten Frauen erstmals eine politische Stimme, Bildung wurde zugänglicher, neue Wege taten sich auf. Johanna war eine, die diese Möglichkeiten verstand und vermutlich gern genutzt hätte. Mein Opa sagte immer über seine Mutter, dass sie Professorin hätte werden können. Sie wusste viel. Sie wusste wohl auch, dass sie viel wusste. Doch das Leben hatte etwas anderes mit ihr vor. Johanna gehört zu jener Generation, die die tiefsten Umbrüche der deutschen Geschichte am eigenen Leib erlebt hat, die den vertrauten Boden unter den Füßen verlor und doch immer wieder aufstand. Bevor wir all die Stürme und Wendungen ihres Lebens betrachten, gehen wir zurück zu dem Augenblick, an dem ihr Leben begann.

Johanna, von allen liebevoll Hannchen genannt, wurde am 4. Juni 1887 in Neuendorf geboren. Das alte Bauernhaus, das schon ihren Großeltern Heimat gewesen war, sollte ihr Zuhause werden. Sie war das zweite Kind von Emil und Natalie Koos und hatte einen älteren Bruder. Auch ihre liebe Großmutter Maria wohnte unter diesem Dach und formte Johannas Entwicklung und Wesen. Damals lebten die Menschen wie selbstverständlich mit mehreren Generationen zusammen – wie in einer Symbiose aus Geben und Nehmen, die auf einem natürlichen Gleichgewicht beruhte. Die Alten gaben Erfahrung, Ruhe, Geschichten und Lebensweisheit. Die Jungen gaben Kraft, Hände, Fürsorge und Zukunft. Gemeinsam bildeten sie ein stabiles Lebensmodell, in dem jeder seinen Platz hatte und niemand allein war. Zusammen schufen sie ihre Lebensgrundlage. So lernte die kleine Johanna früh in dem alten Haus, was es heißt, füreinander da zu sein – und auch, was ältere Menschen denken und brauchen. Ein Verständnis, das in unserer Zeit so gut wie verschwunden ist. Heute leben Eltern, Kinder und Großeltern oft weit voneinander entfernt. Die Alten sind unter sich, und die Jungen führen ein Leben, das kaum Berührungspunkte mit dem Alter hat. Modernes Arbeiten, Landflucht, Mobilität und die Anonymität des Alltags haben das vertraute Miteinander nach und nach verdrängt.



JOHANNA BURWITZ, GEB. KOOS

04.06.1887 – 22.01.1965

Für ein Mädchen wie Johanna aber war Fürsorge etwas Natürliches. So wie sie die kleinen Küken behutsam hegte, hatte sie wie selbstverständlich auch ein Herz und eine helfende Hand für ihre Großmutter. Als Maria starb, war das für Johanna ein Verlust. Auf einem Bauernhof war der Tod kein fernes, verborgenes Ereignis. Tiere wurden geboren, andere starben, und Kinder sahen früh, dass beides zum selben Weg gehört. Und so verstand sie, vielleicht besser als ein Kind aus heutiger Zeit, dass Abschied ein Teil des Lebens ist. Für Johanna war der Tod kein abstrakter Begriff, sondern ein Übergang, den sie im Kreis der Familie erlebte. Die Verstorbene wurde, wie damals üblich, im Haus für mehrere Tage aufgebahrt, bevor man sie auf dem Friedhof in Vilminitz bestattete. Für ein Kind war das eine seltsame Mischung aus Gefühlen: viele Tränen und zugleich eine stille Zuversicht, die die Erwachsenen ausstrahlten. Sie sagten, die Großmutter sei nun „bei Gott“ und „in der Ewigkeit“ geborgen. Und darin lag für Johanna bestimmt auch etwas Tröstliches.

Im Jahr 1914 war Johanna eine junge Frau. Ihr Leben, das sich bis dahin auf einem friedlichen Hof abgespielt hatte, wurde mit einem Schlag unsicherer. Über das idyllische Dörfchen zog eine niemals endende dunkle Wolke. Ihre Heimat befand sich im Krieg. Während Männer wie ihr Bruder an der Front gebraucht wurden, trugen die Frauen plötzlich die gesamte Last des Landalltags. Und so wurden aus jenen Jahren, die Johannas schönste hätten werden sollen – einer Zeit, in der sie sich hätte verlieben, eine Familie gründen und ihren eigenen Weg suchen können – Jahre voller Sorgen und Entbehrungen. Als ihr Bruder Friedrich sein Leben für den Kaiser geben musste, zerbrach für Johanna die Ordnung, in der sie aufgewachsen war. Ein junger Mann im besten Alter, voller Kraft, Pläne und Zukunft – er hätte noch nicht gehen dürfen, nicht so. Es widersprach dem bekannten Leben, das auf Natürlichem beruhte. Nun war sie es, die die Zukunft des Hofes tragen musste.

Der Verlust des Bruders hatte eine unerträgliche Stille hinterlassen, die tief ins Gemüt des Hauses drang. Doch das Leben verlangte Entscheidungen, und auf einem Hof wie diesem bedeutete Zukunft auch: eine neue Familie gründen, jemanden finden, der mit anpackte und Verantwortung trug. Einer kehrte unversehrt aus dem Krieg zurück; Willi Burwitz, ein junger Kerl aus einer Lauterbacher Großfamilie – lebenslustig, kräftig, ansehnlich. Er diente als Leibgarde-Husar, trug das gern vor sich her, ein kleiner Angeber vielleicht, aber von der Sorte, die nichts Böses wollte. Er brachte Schwung und eine gesunde Portion Selbstvertrauen mit. Genau das, was der Hof jetzt brauchte. Und die Liebe, so glaubte man, würde mit den gemeinsamen Jahren wachsen. Willi war jung, voller Überschwang, leicht zu führen. Was an ihm noch allzu ungestüm war, würde sich mit der Zeit legen. So heirateten Johanna und Willi am 12. Oktober 1922, am 63. Geburtstag ihres Vaters. Nur wenig mehr als neun Monate später stellte sich das Familienglück ein und erfüllte Johanna auf neue Weise: Sie gebar ihre Tochter Anne-



marie. Fünf Jahre später schenkte ihr das Leben ihren Sohn Hans-Friedrich, zu dem sie eine besondere Herzensnähe spürte. Mit ihm fühlte sich ihre Familie vollständig an. Die vier lebten nun gemeinsam mit Johannas Eltern unter einem Dach – drei Generationen auf einem Hof, der sie alle miteinander verband. Auch für Natalie und Emil war es, als kehrte ein Stück verlorener Freude zurück.

Nach wirtschaftlich schweren Jahren, in denen auch noch der Fischfang zunehmend staatlich reguliert wurde und vielen Familien die letzte freie Einnahmequelle nahm, konnte die Landwirtschaft in den 1930er Jahren endlich wieder aufatmen: mehrere gute Kartoffeljahre stellten sich ein. Doch diese guten Tage sollten nicht lange währen.

1935 verlor Johanna ihre Mutter Natalie – den Menschen, der ihr großes Vorbild war. Und wie so oft in ihrem Leben fiel ein persönlicher Einschnitt mit einem gesellschaftlichen Umbruch zusammen. Seit 1933 war Adolf Hitler Reichskanzler, und selbst in den abgelegenen Dörfern Rügens veränderte sich die politische Atmosphäre spürbar. Die Wahlen fielen auch hier eindeutig aus. Man sprach von „neuen Zeiten“, von Aufbruch und Chancen für die Heimat. Viele setzten Hoffnung in den „starken Mann“, der Ordnung schaffen und die Landwirtschaft voranbringen würde. Niemand konnte sich dieser Stimmung ganz entziehen, auch Johanna nicht. Ihre Kinder wuchsen – wie die gesamte junge Generation – tief im nationalsozialistischen Weltbild auf. Schule, Jugendorganisationen, Feste, Lieder, Symbole: Alles war davon durchdrungen. Mit dem Ahnenpass mussten Johanna und Willi nachweisen, dass sowohl die Familie Burwitz als auch die Familie Koos „arischer Herkunft“ waren und in die Ideologie passten. Die Atmosphäre jener Jahre war widersprüchlich: Hoffnung und Zwang, politische Begeisterung und leiser Druck, Gemeinschaftsgefühl und Angst, nicht dazuzugehören. Johanna bewegte sich darin vorsichtig. Sie trug die Verantwortung für ihre Kinder – und versuchte, sie durch diese Zeit zu bringen. Doch die Jugend war, wie immer, schwer zu halten. Sie ließ sich besonders leicht begeistern. Junge Menschen tragen eine Energie in sich, die nach Wirkung drängt. Sie wollen verändern, gestalten, dazugehören. Das Regime verstand diese Sehnsucht nur allzu gut zu nutzen: große Worte, starke Bilder, einfache Antworten. Und so glaubten viele Jugendliche, sie würden Teil von etwas Größerem sein; die Parolen klangen kraftvoll, die Versprechen verlockend.

Solche Verheißungen verschwinden nicht mit der Zeit. Jede Generation glaubt zunächst, sie könne die Welt neu gestalten. Und jedes Mal zeigt sich später, wie wichtig Erinnerungen sind. Heranwachsende sind mit ihren Gedanken naturgemäß weit entfernt von dem, was früher geschah. Das Erlebte verschwindet nach und nach aus dem unmittelbaren Gedächtnis, weil die letzte persönliche Betroffenheit verstummt. Schicksal und Leid sind keine Narben, die sich über Generationen vererben. Was man nicht selbst erfahren hat, verliert zwangsläufig an Schärfe.



JOHANNA BURWITZ, GEB. KOOS

04.06.1887 – 22.01.1965

Darum braucht es Geschichte: Sie schützt vor dem Wiederholen und ist Teil dessen, wer wir sind. Zeit wird immer zuerst erlebt und dann verstanden. Und das Erleben jener Jahre ließ vieles wie einen Aufbruch erscheinen. Doch als klar wurde, dass hinter all den Parolen erneut ein Krieg geplant wurde, mag sich so mancher erinnert haben. Ganz sicher galt das für die Familie Koos. Sollte nun auch Hans-Friedrich, Johannas eigener Sohn, das gleiche Schicksal ereilen? Sollte sich die Geschichte wiederholen? In dieser Zeit, in der viele mitgerissen wurden oder schwiegen, gab es auch Menschen mit wachsamem Auge. Vielleicht war es genau diese Lebenserfahrung, die sie klarer sehen ließ. Als Vater Emil hohen Besuch im Haus bekam, der mit „Heil Hitler“ grüßte, antwortete er:

„Ik heit Koos.“

„Ich heiße Koos.“

Er sagte damit nicht nur, wer er war, sondern auch, wer er nicht sein wollte. Ein schlichter Satz. Und doch ein ganzer Standpunkt. Was Emil mit wenigen Worten ausdrückte, waren auch Johannas Gedanken. Sie stellte Fragen, dachte selbst und bewahrte ihre innere Unabhängigkeit. Und doch sollten sich ihre Befürchtungen bewahrheiten. Hans-Friedrich wurde eingezogen – mit gerade einmal sechzehn Jahren sollte er, so wie einst Friedrich, auch für *diese* große Sache kämpfen. Nur war es dieses Mal eine andere. Wieder wurden einfache Menschen wie unsere Familie zu Marionetten der Macht, an Fäden gezogen, die sie weder sahen noch beeinflussen konnten. Und Johanna wusste: Diesmal stand für sie mehr auf dem Spiel. Diesmal ging es um ihr eigenes Kind.

So wie Johanna schon im Ersten Weltkrieg an der Seite ihrer Eltern den Hof durch schwere Zeiten getragen hatte, so war sie nun im Zweiten Weltkrieg die „Hofherrin“, die zusammen mit ihrem Mann, ihrer Tochter und dem alten Vater für ihre wichtigste Lebensgrundlage schufete. Mangel durch Abgabepflichten erschwerten ihre Existenz. Jedes Weizenkorn und jeder Liter Milch waren registriert; vieles musste abgegeben werden – oft mehr, als ein kleiner Hof leisten konnte. Die Kältewinter von 1940 und 1942 sowie die darauffolgenden Missernten machten die Lage noch dramatischer. Trotzdem standen die Landbewohner in vielerlei Hinsicht besser da als die Menschen in den Städten. Dort bestimmten Hunger und Bombeneinschläge das Leben. Auf dem Land war der Krieg leiser. Die Versorgungslage in Neuendorf war zwar mehr als knapp, aber nicht hoffnungslos: Wer einen Hof bewirtschaftete, konnte einen Teil seiner Nahrung selbst erzeugen. Und das alte Haus mit seinen dicken Eichenstämmern bot verlässlich Schutz für die Familie. Es hatte schon vielen Stürmen der Zeit standgehalten.



Aber auch fernab der Front ließ sich der Krieg nicht ganz ausblenden. Er rückte näher, Jahr für Jahr – und 1944 lag er schwer über allem. In Putbus wurde das Schloss des Fürsten beschlagnahmt, ein Luftwaffenstab zog ein. Fremde bestimmten plötzlich das Bild der Stadt. Evakuierte und ostpreußische Flüchtlinge erreichten die Insel, oft in ganzen Trecks. Müde und entwurzelt suchten sie Schutz in den wenigen noch freien Fremdenzimmern wie etwa im Viktoria-Hotel in Lauterbach. Im Hafen lagen Kriegsschiffe auf Reede. Darunter das Schulschiff „Horst Wessel“, es sollte aus Jungen „Kriegsmaterial“ machen. Zum Luftschutz wurden in der Umgebung Splittergräben konstruiert. Kleine Betriebe mussten schließen, weil ihre Besitzer zur Wehrmacht eingezogen worden waren. Während immer wieder vertraute Namen von Söhnen aus der Nachbarschaft auf den Vermissten- und Opferlisten erschienen, wurden andere mit dem Ritterkreuz geehrt zu Hause gefeiert für ihre kämpferische Leistung und deutsche Tapferkeit. Johannas eigene Sorgen um ihr Kind blieben unausgesprochen. Als Mutter trägt man sie still mit sich.

Mit dem Ende des Krieges rückte die Angst noch näher. Im April 1945, als Greifswald fiel, erahnten die Dorfbewohner bereits ihr Schicksal. Unruhe griff um sich. Die Neuendorfer begannen, Vorräte zu sichern, Tiere zu verstecken, Hab und Gut beiseite zu schaffen. Am 4. Mai 1945 erreichten die russischen Kampftruppen schließlich die Insel. Rügen ergab sich kampfflos. Die Soldaten drangen mühelos bis ins kleine, idyllische Neuendorf vor. Es kam zu Gewalt, zu Plünderungen und Beschlagnahmungen, die sich tief in das Gedächtnis vieler Familien einbrannten. Die kleine Dorfschule am Bodden, die auch Johanna einst gemeinsam mit ihrem Bruder besucht hatte, war eines der Häuser, die requiriert wurden. Unsere Familie hatte Glück: Das alte Haus blieb verschont. Aber was war schon Glück in Zeiten wie diesen?

Und die Frage blieb: War der Russe nun ihr Feind oder ihr Retter? Ein widersprüchliches Gefühl aus Dankbarkeit für das Kriegsende, das ihr ihren Sohn unverseht zurückbringen würde, mischte sich mit der Angst vor Morgen. Auf die russischen Kämpfer folgten die Besatzungstruppen. Der Krieg war vorbei, doch Frieden fühlte sich noch fern an. Und das Leben nahm keine Rücksicht. Der Tod kehrte bald darauf ins alte Haus. Johanna verlor ihren Vater und mit ihm ihren letzten Anker im Leben. Das ganze Leid, es passte nicht in diese schöne Landschaft. Der Bodden lag da wie eh und je: gleichmütig, unbewegt von all dem Drama, als könnte er auf eine bessere Zeit warten.

Sie kam. Ihr Sohn kehrte heim und übernahm nun das Zepter. Die Landwirtschaft ging in seine Hände über, der Hof bekam eine neue Ordnung. Nach seiner Heirat aber fiel eine rationale Entscheidung. Die Wirtschaft befand sich am alten Haus, dort lag der Mittelpunkt von Arbeit und Ertrag. Darum sollten Johanna und Willi in das nahegelegene Haus am Jacobsberg ziehen und Platz machen für Sohn Hans-Friedrich und



JOHANNA BURWITZ, GEB. KOOS

04.06.1887 – 22.01.1965

Schwiegertochter Ilse. Für den jungen Hofnachfolger machte das wirtschaftlich und organisatorisch mehr Sinn. Doch ob Johanna es ebenso nüchtern sehen konnte? Sie war immer eine Kritikerin, diskussionsfreudig, beharrte oft auf ihrem Standpunkt. Nun aber sollte sie gehen, ohne große Worte. Und Tatsache: Dieses Mal kämpfte Johanna nicht, sie gab sich ergeben hin. Den Überlebenskampf durch zwei Weltkriege hatte sie bestanden. Doch nun schien die Kraft aufgebraucht – wie ein Seil, das lange gespannt war und schließlich nachgibt. Sie tat es aus Liebe zu ihrem Sohn. Wie so viele andere in jenen Jahren verließ sie ihr Zuhause mit einem Pferdewagen, beladen mit dem, was ihr wichtig war. Doch war es kein Aufbruch. Es war ein Abschied.

Zum alten Haus kehrte sie nur noch selten zurück. Jener Weg war von Wehmut begleitet. Später erzählte man, sie sei oft traurig gewesen, legte sich mit Hut und Stock tagelang ins Bett. Als ihr Sohn heiratete – es war ihr 67. Geburtstag – schrieb sie dem jungen Paar bewegende Worte: „Jetzt haltet treu und fest zusammen, wie gute Kameraden tun, bis eure lieben Herzen ruhn.“ Ihre Zeilen tragen eine Sehnsucht in sich. Eine, die unerfüllt blieb – in einer Zeit, in der Liebe selten leicht sein durfte. Sie heiratete aus Verantwortung, um den Hof zu erhalten. Und am Ende musste sie genau diesen verlassen: den Ort ihres Schaffens, ihrer Erinnerungen, für den sie gekämpft und geopfert hatte. All das mag ihre Traurigkeit genährt haben. Das Gefühl, dass vieles, was sie über Jahrzehnte getragen hatte, ihr schließlich aus den Händen glitt.

Sie erlebte noch den Aufbau der DDR, durfte ihre Enkelkinder Michael, Carsten und Holger kennenlernen, ihnen Märchen vorlesen, für einen Augenblick weitergeben, was sie selbst geprägt hatte. Dann starb sie im Alter von 77 Jahren. Das alte Bauernhaus war dieses Mal kein Zeuge.



Johannas Lebensweg erzählt von einer bewegten Zeit, in der nichts blieb, wie es begonnen hatte, in der Vertrautes sich auflöste – selbst die Gewissheit, am Ort des Anfangs auch das Ende zu finden. Frauen aus Johannas Generation wuchsen über sich hinaus. Sie mussten es. Die Zeit verlangte es. Sie waren die Heldinnen – nur ohne Orden. Ihre Stärke erkennt man erst im Rückblick.





*Willi blieb im Gleichgewicht,
weil er sich bewegte.*



WILLI BURWITZ

17.12.1895 – 13.02.1986

DER SATTELFESTE

Willi Burwitz kam am 17. Dezember 1895 in Kasnevitze zur Welt, als siebtes von vierzehn Kindern des Ehepaars Wilhelm und Caroline Burwitz, geborene Vierling. Die spätere Bedeutung der Sieben lag für Willi weniger in der Zahl selbst als im Wissen darum, was zählt. Willi war nicht mehr der Kleine, dem alles abgenommen wurde, und noch nicht einer der Großen, die den Ton angaben. Er stand zwischen den Reihen der Geschwister, zwischen Schutz und Verantwortung. In einer so kinderreichen Familie war diese Position alles andere als bequem. Aufmerksamkeit war begrenzt, Räume waren eng, Rollen längst verteilt. Willi musste sich seinen Platz erarbeiten – gegenüber den größeren Brüdern, allen voran Otto, kaum ein Jahr älter, ebenso wie Richard und Erich. Gleichzeitig übernahmen die reiferen Schwestern, Wanda und Anna, die Erziehung der Jüngeren. Inmitten dieses Familiengefüges lernte Willi früh, sich durch das Leben zu bewegen. Nicht geradlinig, sondern geschickt. Nicht dominierend, sondern wirksam. Der große Trubel im Hause Burwitz ließ wenig Raum für Ordnung im Kleinen. Selbst Namen blieben davon nicht unberührt. Mal schrieb man Willi mit i, mal mit y. Später wusste niemand mehr genau, welche Schreibweise die richtige war. Man nahm es so, wie es kam. Die Familie gab nicht so viel auf feste Formen, sondern setzte auf Nähe und Zusammenhalt.

Willi wuchs in der Nähe des Lauterbacher Hafens auf, wo die Familie von einer Bäckerei und einer kleinen Landwirtschaft lebte. Die Bäckerei verlangte Verlässlichkeit, frühes Aufstehen, handwerkliches Können und ein Gespür für den richtigen Zeitpunkt. Die Landwirtschaft dagegen war stärker vom Unvorhersehbaren wie dem Wetter geprägt. Nicht alles ließ sich planen, vieles musste improvisiert werden. Diese Einflüsse formten Willis späteres Denken und Handeln.



WILLI BURWITZ

17.12.1895 – 13.02.1986

Als Heranwachsender absolvierte er von 1911 bis 1914 eine Lehre zum Barbier, Friseur und Perückenmacher im Theater Putbus. Putbus war zu dieser Zeit ein fürstlicher Residenz- und Badeort, geprägt von Sommergästen und einem gehobenen Publikum. Das Theater als kultureller Mittelpunkt, ein Ort, an dem sich Alltag und Inszenierung berührten. In diesem Umfeld fand der junge Lehrling im kombinierten Handwerk etwas, das ihm entsprach: die Fähigkeit, Rollen zu formen und sichtbar zu machen. Nah am Menschen, mit genauem Augenmaß und dem Wissen, dass ein Schnitt endgültig ist – und dass Umsicht wichtiger ist als Eile. Der Spiegel verlangte kein Ideal, sondern ein Gefühl für Proportion und Maß. Nicht das Makellose war entscheidend, sondern das Passende. Willi lag genau dieser Teil seiner Ausbildung. Seine praktische Prüfung bestand er gut, während die Theorie ihm nur ein „Genügend“ einbrachte. Er gab nicht viel auf das Regelwerk, sondern beschäftigte sich eher mit der Umsetzung.

Nach Abschluss der Lehrzeit meldete sich Willi Burwitz freiwillig zum Militärdienst. Der Beginn des Ersten Weltkriegs war von sehr unterschiedlichen Stimmungen geprägt. Zwischen öffentlicher Begeisterung, stiller Pflichterfüllung und großer Unsicherheit bewegten sich die Entscheidungen einer ganzen Generation. Heute wissen wir: Der Erste Weltkrieg war ein industrialisierter Massenkrieg mit unvorstellbaren Verlusten. Für die Menschen im Jahr 1914 war diese Realität jedoch nicht absehbar. Ihr Wissen und ihre Erwartungen stammten aus einer früheren militärischen Erfahrungswelt. Der Deutsch-Französische Krieg von 1870/71 hatte das nationale Selbstverständnis des Kaiserreichs geprägt und beeinflusste das Denken. Weit verbreitet war die Vorstellung, der Konflikt werde ebenso kurz und entscheidend sein.

Mit gerade achtzehn Jahren suchte der ledige Willi nach Herausforderung und Bewährung. Die Perspektiven in der Heimat Putbus waren zu diesem Zeitpunkt begrenzt. Der Theaterbetrieb, der sein Lehrumfeld geprägt hatte, war eingestellt, eine Übernahme des elterlichen Hofes nicht denkbar. Das Vertraute bot keinen klaren nächsten Schritt. Seine älteren Brüder entschieden sich ebenso für das Heer. Dabei gehörte eine freiwillige Meldung wie Willis keineswegs zur Regel. Die große Mehrheit der Soldaten kam nicht aus eigenem Entschluss. Freiwillige stellten lediglich etwa sechs bis sieben Prozent der Gesamttruppen und bildeten damit eine zahlenmäßige Minderheit. Wer sich für den Kriegsdienst entschied, tat dies bewusst – und nicht aus Notwendigkeit.

Willi hatte ein konkretes Ziel. Potsdam, die Garnisonsstadt der preußischen Garde. Dort gab es eine familiäre Verbindung, eine Tante mit Café, einen Anknüpfungspunkt jenseits der Heimat. Vor allem aber zog es ihn zu den Leibgarden. Zu denen, die ritten. Sie hatten ihren Ursprung als persönliche Schutz- und Ehrentruppe des Herrschers. Aus den frühen Leibwachen des preußischen Königreichs waren im Laufe der Zeit Eliteeinheiten geworden, geprägt von strenger Auswahl, Disziplin und Tradition.



Das Leibgarde-Husaren-Regiment verkörperte genau das, was ihn anzog: Bewegung, Haltung, Ansehen. Ein gutes Maß aller Dinge. Die geschickten Reiter verbanden repräsentative Eleganz mit militärischer Leistungsfähigkeit. Der Dienst war nicht nur Soldatsein, sondern ein sichtbares Können – im Sattel, im Auftreten, als Einheit mit dem Pferd. Wer Husar werden wollte, musste geeignet sein: körperlich belastbar, mit einwandfreiem Leumund. Das Totenkopf-Abzeichen war mehr als Zierde. Es stand für den Ehrenkodex, alles einzusetzen – bis zum Letzten.

Willi gehörte vor seiner Aufnahme in jenem Regiment nicht zu den besten Reitern seiner Zeit. Kleine Landwirtschaften wie die seines Vaters verfügten meist nur über wenige Pferde, die für die Ackerwirtschaft und zum Fahren eingesetzt wurden. Mit jugendlichem Optimismus und dem Vertrauen darauf, dass sich Dinge fügten, nahm Willi diese Herausforderung an. Seine Beweglichkeit und sein instinktives Timing würden ihm helfen, sich auch im Husarensattel zu halten. Das Reiten, auch unter Belastung mit Waffen und Gepäck, der sichere Umgang mit dem Pferd sowie dessen tägliche Pflege bildeten einen zentralen Bestandteil der Ausbildung. Wer sich als ungeeignet erwies, wurde ausgesondert oder in andere Truppenteile versetzt. Zum täglichen Training gehörten Waffen- und Gefechtsübungen. Exerzieren, Schießausbildung, auch der abgesessene Kampf zu Fuß wurde geübt. Damit spiegelte sich bereits in der Ausbildung der grundlegende Wandel der Kriegsführung wider. Der Einsatz von Maschinengewehren, schwerer Artillerie und befestigten Stellungen machte die bisherigen Vorstellungen eines beweglichen Krieges zunehmend hinfällig. Der Krieg erstarrte zum Stellungskrieg, in dem klassische Kavallerieangriffe zu Pferd kaum noch möglich waren. Auch traditionsreiche Einheiten wie die Husaren mussten sich diesen Bedingungen mehr und mehr anpassen. Sie wurden vielfach abgesessen eingesetzt und übernahmen Aufgaben, die zuvor der Infanterie vorbehalten gewesen waren.

Ab 1916 stand Willi Burwitz im aktiven Fronteinsatz, im Dienst der 2. Eskadron des Leibgarde-Husaren-Regiments. Zunächst war er an der Ostfront eingesetzt, wo seine Einheit in Kurland Küsten- und Bahnschutzaufgaben übernahm. Im Jahr 1917 kämpfte er in der Schlacht um Riga, anschließend in Stellungskämpfen nördlich der Düna. Im Jahr 1918 wurde das Regiment an die Westfront verlegt. Dort folgte sein Einsatz in den Stellungskämpfen bei Reims und in der Angriffsschlacht an der Marne in der Champagne. Nach dem Scheitern dieser Offensive erlebte er im Juli 1918 den geordneten Rückzug vor der Marne. Willis Militärfeldpost belegte seinen durchgehenden Dienst sowohl an der Ost- als auch an der Westfront, ohne Hinweise auf Verwundung oder Gefangenschaft. Nach dem Waffenstillstand am 11. November 1918 machte sich der junge Husar müde, aber unverseht auf den Weg zurück in die Heimat.



WILLI BURWITZ

17.12.1895 – 13.02.1986

Sechs Söhne der Familie Burwitz dienten im Ersten Weltkrieg. Fünf von ihnen erhielten das Eisene Kreuz, das in diesem Krieg millionenfach verliehen wurde. Zwei starben den Heldentod. Richard, Trompeter und Sergeant, fiel am 20. August 1917 bei Montreux. Ihm folgte nur neun Monate später der 24-jährige Otto in die Ewigkeit, Unteroffizier Kavallerie, 1. Garde-Ulanen-Regiment. Erich, stellvertretender Offizier, sowie die jüngeren Geschwister Paul und der Kanonier Karl blieben am Leben. So auch Willi. Das Schicksal wollte es so. Das Leben brauchte ihn noch – in Neuendorf.

Er wechselte von der Freiheit des Sattels und vom Leben in Bewegung in eines, das nach Bleiben verlangte. Der junge Mann heiratete die acht Jahre ältere Johanna und zog zur Familie Koos in das alte Haus. Die Ordnung dort war nicht weniger streng als im Regiment. Sein Schwiegervater Emil führte den Hof mit einer Konsequenz, die mitunter genauer war als jeder militärische Befehl. Die Abläufe waren festgelegt, Zuständigkeiten klar, Abweichungen kaum vorgesehen. Wer hier bestehen wollte, brauchte Ausdauer und den eisernen Willen, sich anzupassen. Willis Euphorie über seine Zeit als Leibgarde-Husar, der Stolz auf Uniform, Reitdienst und Zugehörigkeit zu einem Eliteverband, stieß hier eher auf Zurückhaltung. In diesem Haus hatte der Krieg ein anderes Gesicht. Er gab keinen Anlass zu Erzählung oder Stolz, sondern war mit Schmerz und Schweigen verbunden. Der lebenslustige Willi wirkte mit seinem Wesen manchmal wie ein Fremdkörper in der festen Hofordnung. Doch er war es gewohnt, sich in Gemeinschaften zu behaupten, und nahm die Dinge mit einer gewissen Leichtigkeit. Wo Johanna komplex und strukturiert dachte, brachte er als ihr Ehemann Bewegung und ein Lachen in den Alltag. Vielleicht war es genau diese Verschiedenheit, die sie verband. Ganz sicher aber ihre beiden Kinder. 1923 und 1928 wurde Willi Vater. Mit Annemarie und Hans-Friedrich bekam sein Leben eine neue Richtung.

Willi hatte auf dem Mehrgenerationenhof dennoch einen zweitrangigen Platz. Es war ein stillerer Rang, ohne Abzeichen, ohne Aufstieg. Seine Aufgabe war es nicht, voranzugehen. Niemand sprach es aus, doch zog sich diese Erwartung wie ein schwerer Atem durch die niedrigen Stuben des alten Hauses. Die dicken Eichenbalken verkörperten die Selbstverständlichkeit. Unter dieser Last zog es Willi manchmal nach draußen. Dorthin, wo Luft war. Er suchte das Leben, die Gesellschaft, das Gespräch, in dem er erzählen konnte – von früher, vom Leibgarde-Husaren, von Bewegung und Heldentum. Er brauchte diese freien Räume, um das Gleichgewicht zu halten. Erst 1945, als sein Schwiegervater Emil starb und sein Sohn Hans-Friedrich als Soldat im nächsten Krieg diente, verschob sich das Gewicht. Zum ersten Mal nach über zwanzig Jahren lag Haus und Hof in Willis Händen. Er war fast fünfzig Jahre alt, als ihm diese Rolle zufiel. Übernahm dann auch Schwiegervaters Aufgaben wie die im Vorstand der Elektrizitäts-Genossenschaft. Die alte Ordnung war fort, mit ihr wich auch ein Teil der Enge. Entscheidungen mussten nun nicht mehr abgestimmt werden, konnten von Willi



selbst getroffen werden. Und als nach Ende des Zweiten Weltkrieges die Russen nach Rügen vordrangen und Neuendorf besetzten, trug er allein die Verantwortung für seine Familie.

Das Deutsche Reich existierte nicht mehr, das Recht war brüchig, Zuständigkeiten unklar. Sowjetische Kommandanturen sollten nun Verwaltung, Sicherheit und Versorgung regeln. In dieser Situation waren die Besatzer auf örtliche Vermittler angewiesen. Menschen, wie Willi, die das Dorf kannten. So übertrug ihm die neue Macht eine heikle Aufgabe: die Kontrolle der Abgabepflichten und die Begleitung von Konfiszierungen. Alles, was offiziell an Vieh, Werkzeugen, Lebensmitteln oder Brauchbarem eingezogen wurde, lief durch Willis Hände. Damit stand er an der Schnittstelle zwischen Besatzungsmacht und Dorfgemeinschaft. Verständigung lässt Spielraum. Mit seinem sechsten Sinn wusste Willi seine Position wie ein Springer auf dem Schachbrett zu spielen. Was auf dem Papier beschlagnahmt war, blieb selten dort, wo es vorgesehen war. Was offiziell eingezogen wurde, verteilte Willi innerhalb des Dorfes weiter. Vieh verschwand, tauchte an anderer Stelle wieder auf, wurde heimlich verkauft und offiziell als gestohlen gemeldet. Seine Taktik war Teil der Neuendorfer Überlebensökonomie, sie hielt das Dorf am Bodden über Wasser. Willi wusste, dass ein falscher Zug das Spiel beenden konnte. Und Tatsache geriet er 1947 ins Visier der Russen, wurde kurzzeitig inhaftiert und verhört. Er kam noch einmal davon, wegen fehlenden Beweisen.

Mangel setzte sich überall zu jener Zeit durch. Viele Höfe hatten durch Kriegseinwirkungen und Abgabepflichten stark gelitten. Hinzu kamen Kältewinter und Tierseuchen, die die ohnehin knappen Bestände weiter dezimierten. An der Lauterbacher Goor entstanden Barackenlager und Behelfsheime für polnische Umsiedler, Flüchtlinge und enteignete Grundbesitzer. Menschen lebten dicht gedrängt, entwurzelt, in einer Atmosphäre aus Mangel, Erschöpfung und umgeben von Krankheiten. Besonders Typhus forderte viele Opfer. Der Friedhof an der Goor, mit über hundert Gräbern aus dieser Zeit, wurde zum stillen Zeugnis dieser Jahre. Gleichzeitig begann ein mühsamer Wiederaufbau: Straßen und Infrastruktur wurden notdürftig instand gesetzt. Es war keine gute Zeit, aber trotz der zahlreichen Belastungen überstand die Familie die Besatzungsjahre. Während andere Höfe Zwangseinquartierungen hinnehmen mussten, blieb das alte Haus weitestgehend verschont. Willi sicherte uns durch seine Fähigkeit, sich in schwierigen Zeiten zwischen den Fronten zu bewegen, das Überleben.

Mit der Gründung der Deutschen Demokratischen Republik am 7. Oktober 1949 endeten die vier Jahre der russischen Militärverwaltung. Die Verantwortung ging formal auf die Organe der DDR über. Das Leben wurde wieder geordneter, planbarer – aber auch enger. Auch im Hause Burwitz begann sich etwas mehr und mehr zu verschieben. Die Zukunft der jungen Generation rückte näher, die Verantwortung der Alten wechselte



WILLI BURWITZ

17.12.1895 – 13.02.1986

leise den Ort. Der Auszug von Willi und Johanna aus dem alten Haus war aus seiner Sicht kein Bruch. Als Zugezogener fühlte er sich hier längst nicht so verbunden, wie es seine Frau tat. Er wollte der Jugend Raum lassen, damit sich das Haus langsam von der Last der Vergangenheit lösen und neuen Atem bekam. Willi war bewusst, dass seine Zeit als Gestalter an diesem Hof nur von kurzer Dauer war. Es war seine Voraussicht, die ihn zu diesem Entschluss bewegte. Er erkannte den Moment – den, in dem es klüger war, die Zügel loszulassen, als sich an ihnen festzuhalten. So wurde das Haus ein Ort der jungen Familie – dem die Alten verbunden blieben.

Im Alter war Willi Burwitz vor allem eines: ein Erzähler. Einer, der mit Sprache spielte und mit wenigen Worten ganze Bilder entstehen ließ. Besonders nah war ihm sein kleiner Enkel Carsten, der ihn oft auf dem Pferdewagen nach Putbus zur Molkerei begleitete. Diese gemeinsamen Fahrten waren selten still. Willi sang „Hoch auf dem gelben Wagen“, reimte, dichtete – und wenn ihm nichts Neues einfiel, griff er auf seine Zeit als Leibgarde-Husar zurück. Diese Geschichten waren mehr als Erinnerungen – sie waren Teil seiner Identität. In regelmäßigen Vereinstreffen hielten die ehemaligen Husaren lange nach dem Untergang des Kaiserreichs den Zusammenhalt ihrer Einheit aufrecht – als Männer, die einen prägenden Lebensabschnitt geteilt hatten.

Die Verbindung zu seinem Enkel Holger entwickelte sich erst später. Als Kind konnte dieser Willis handwerklichem Ehrgeiz wenig abgewinnen. Das Haarschneiden mit längst stumpf gewordenen Scheren glich eher einer Prozedur als einem Vergnügen. Willi hingegen nahm es mit Humor und erzählte gern, wie er als junger Friseur bei der Rasur den hohen Offizieren „an die Nase fassen konnte“. Wo Willi war, war ein frecher Spruch wie dieser nie weit. Seine Unterhaltungskünste waren noch längst nicht eingerostet.

Willi kehrte als Urgroßvater noch einmal in das alte Haus zurück – zu seinem Sohn und seiner Schwiegertochter. Er war damals fast zwanzig Jahre Witwer, hatte eine lange Zeit ohne Johanna bewältigt. Doch in seinen letzten Jahren brauchte er mehr Hilfe und Fürsorge. Wenige Monate nach seinem 90. Geburtstag verabschiedete sich Willi. So, wie es einem Husaren entsprach: aufrecht, den Blick nach vorn gerichtet, dem Ende des Rittes entgegen.



WILLI BURWITZ

17.12.1895 – 13.02.1986



Von den vierzehn Kindern der Familie Burwitz wurde nur seine Schwester Wanda älter als er. Willi war ein zäher Knochen mit langem Atem, der sich mit Haltung und Gespür galant durchs Leben bewegte. Viel von ihm lebte in seinem Sohn weiter – in der Freude an Geselligkeit, am Leben, am Gesang. Die vielen Burwitz-Geschwister konnten mit ihren Stimmen einen ganzen Raum erfüllen; ein ganzer Chor stand beisammen. Das sichere Gefühl für Melodie und Rhythmus, all das durfte in der Familie weiterklingen. Seine natürliche Lebensklugheit trug ihn weit in seinem Leben – sie hielt ihn in brenzligen Situationen sogar am Leben. Es war keine Hochbegabung, sondern eher ein stilles Vermögen, Chancen zu erkennen, zu ergreifen und mit Umsicht zu handeln. Mit einem Fingerspitzengefühl für Menschen und Situationen.

Willi war nicht nur „Soldat“. Er war Leibgarde-Husar, sein ganzes Leben. Auf seinem langen Weg blieb er im Denken stets beweglich und fand gerade darin seinen Halt. Der Blick vom Pferd hat ihm eine andere Perspektive gelehrt. Seine Militärsättel wurden noch lange auf dem Dachboden des alten Hauses aufbewahrt. Über einen Balken gelegt, ritt ich als Kind in Gedanken über die Felder davon. Heute mache ich das wirklich. Die Liebe zu Pferden – zu ihrer Eleganz, Kraft und dem stillen Vertrauen zwischen Mensch und Tier gehört, so lange ich denken kann, zu mir. Mein Urgroßvater hat diese wohl seiner jüngsten Urenkeltochter in die Wiege gelegt. Inzwischen habe ich die Leidenschaft auch auf meine Tochter übertragen. Es ist, als bestünde diese Verbindung noch immer. Manches bleibt also, auch wenn ein Mensch längst gegangen ist. Es prägt, formt und wirkt weiter. So entstehen Ähnlichkeiten, die nicht geplant sind, ein Humor, der an derselben Stelle aufblitzt. Ein besonderer Sinn für Situationen und die Fähigkeit, aus dem, was da ist, etwas zu machen. In diesem Weitergeben seines Wesens liegt wahrscheinlich Willis größte Hinterlassenschaft. Dass sie bis heute spürbar ist, erfüllt mich mit Dankbarkeit. Denn so weiß ich, wer ich heute bin.



1920 Leibgarde-Husaren-Treffen



1921 Leibgarde-Husaren-Treffen



1921 Leibgarde-Husaren-Treffen



1921 Leibgarde-Husaren-Treffen



Der junge Husar



1922 Leibgarde-Husaren-Treffen

1914 Militärpass



Militärpass

des
Hilfsg. *Ernst*
Joseph *Reverwitz*

Ersatz-Eskadron
Leib-Garde-Husaren-Regt.
Potsdam.

Jahresklasse: 1914

1933 zum 50. Geburtstag des
Leibgarde-Husaren-Vereins



50

J-a-h-r-e

Verein Leib-Garde-Husaren Potsdam



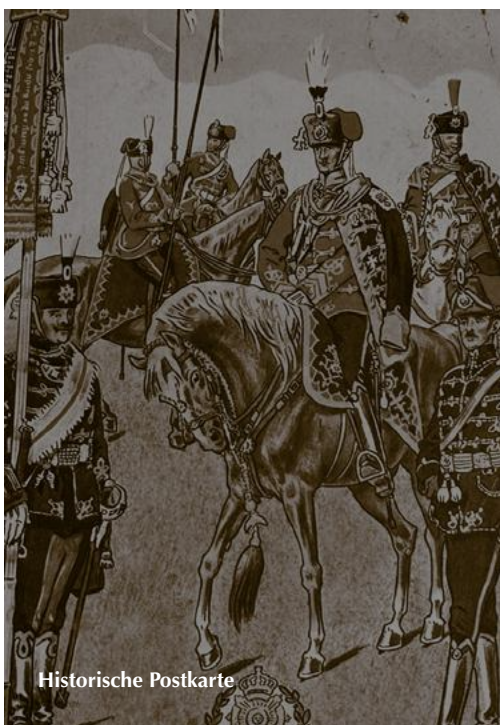
Wir wollen die Jugend wieder in die Geschichte einführen. Demütig
soll sie sich beugen vor denen, die vor uns wirkten und arbeiteten, auf
das wir heute leben können.

Wir wollen sie erziehen zur Ehrfurcht vor unserem alten Heere, an das
sie wieder denken, das sie wieder verehren sollen und in dem sie das
Sinnbild der größten Leistung sehen müssen, die unter deutschem
Voll ist in seiner Geschichte vollbracht hat.

Reichstagsler Adolf Hitler.



Historische Postkarte



Historische Postkarte



*Neuendorf gab Annemarie Wurzeln,
Berlin ließ sie wachsen.*



DAS STADTMÄDCHEN

Annemarie wurde am 5. August 1923 als erstes Kind von Willi und Johanna Burwitz geboren. Sie war ein zartes, fröhliches kleines Wesen wie eine kleine Puppe, die man gern betrachtete, behütete und in den Arm nahm. Als erste Enkeltochter vom ehemaligen Gutsvorsteher Emil Koos kündigte sich hoher Besuch zu ihrer Geburt im alten Bauernhaus an. Die Fürstin von Putbus kam persönlich, um die kleine Annemarie zu begrüßen. Man erzählte später gern, sie habe beinahe ihren Ring in der Wiege verloren. Vielleicht war das ein fast märchenhafter Wink des Schicksals, als wollte das Leben sagen, dass es was anderes mit dem Kindlein vorhatte.

Als Erstgeborene wuchs sie wohl behütet auf zwischen ihren Eltern und den Großeltern Emil und Natalie Koos. Das alte Haus, wie ihr kleines Puppenhäuschen, in dem alles seinen Platz hatte. Die Welt schien geordnet und klein genug, um sicher zu sein. Dann kam ihr Bruder Hans-Friedrich. Mit seiner Ankunft veränderte sich das Spiel. Auf einmal drehte es sich um den Prinzen. Er sollte einmal tragen, was schwer war: Land, Haus, Verantwortung. Annemarie blieb Teil seines Reiches, doch sie stand nicht mehr im Mittelpunkt. Die Puppen tanzten nun nach einer anderen Melodie, weil Zeit, Regeln und mütterliche Verbundenheit es so wollten.

Ihre Schulzeit in Putbus begann 1930 und endete 1938. Dann trat der Krieg in ihr Leben – und mit ihm eine Kindheit, die schneller erwachsen werden musste, als ihr lieb war. Als ihr Bruder Hans-Friedrich eingezogen wurde, wurde Annemarie auf dem Hof gebraucht. Gemeinsam mit ihren Eltern und ihrem Großvater Emil hielt sie den Alltag am Laufen. Der Großvater war alt und bereits kränklich, doch er blieb ihr Halt. Annemarie hing sehr an ihm. In seinen letzten Tagen spürte sie seine Müdigkeit. Eines Abends legte er sich für immer zur Ruhe. Der Abschied lehrte sie früh, dass Loslassen nicht Verlust sein muss, sondern auch eine Form von Liebe sein kann.



ANNEMARIE MARKWITZ, GEB. BURWITZ

05.08.1923 – 14.04.2024

Nach dem Krieg begann Annemarie, auf eigenen Füßen stehen zu lernen. Von 1946 bis 1949 machte sie in Putbus eine Ausbildung zur Schneiderin. Sie knüpfte an etwas an, das sie schon früh in sich trug. Stoffe, Schnitte und Formen lagen ihr. Es war kein Zufall, dass sie sich darin wiederfand. Ihr Vater Willi war gelernter Friseur. Zwei Berufe, verschieden im Material, aber verwandt im Wesen: Menschen ein stimmiges Äußeres zu geben und sie dabei wirken lassen. In diesem Handwerk fand Annemarie etwas Eigenes und zugleich etwas Vertrautes, das sie mit ihrem Vater verband.

Wie ihr Vater in seinen jungen Jahren erfasste Annemarie bald die Sehnsucht nach der weiten Welt. Während ihr Bruder Schritt für Schritt in die Aufgaben der Landwirtschaft hineinwuchs, wurde ihr das Dorf zu eng. Es war, als passte ihr dieser Schnitt nicht mehr. Berlin rief – und mit ihm ein neuer Abschnitt an der Modeschule. Es zog sie im Herbst 1949 mitten in eine Stadt, die selbst aus Flickenteilen bestand. Im Zweiten Weltkrieg war Berlin eines der am häufigsten bombardierten Ziele auf deutschem Boden. Es wurde zwischen 1940 und 1945 etwa 360-mal von alliierten Flugzeugen angegriffen. Doch zwischen den Ruinen begann bereits der Wiederaufbau. Berlin lebte – trotz allem. Die Stadt war bereits von den Siegermächten politisch in Besatzungszonen aufgeteilt. Aus unterschiedlichen Vorstellungen darüber, wie ein neues Deutschland aussehen sollte, waren gegensätzliche Systeme entstanden: im Osten die Deutsche Demokratische Republik, im Westen die Bundesrepublik. Die Grenze war noch nicht aus Beton, aber sie war im Alltag bereits spürbar. Als junge Frau kam Annemarie in den Ostteil Berlins, der zur Hauptstadt der jungen DDR wurde. Das Stadtbild war geprägt von monumentalen Neubauten neben kriegsversehrten Straßenzügen, großen Ideen neben knappen Mitteln. Das Leben war einfach, aber bewegt, vieles provisorisch und sprach doch von Zukunft. Für eine junge Frau mit Sehnsucht nach der Welt bot ihr diese Stadt Möglichkeiten. Und sie nahm sie an, um sich selbst neu zu finden.

Ihr Vater verstand ihren Schritt. Er half ihr beim Ausbau der Genossenschaftswohnung im Hirschgarten, in der sie fast ihr ganzes Leben verbringen sollte. Ihr Ehemann Kurt Markwitz, den sie am 16. Dezember 1950 heiratete, arbeitete in der Finanzverwaltung. Er rechnete sicherer, als er sägte. So sprang Willi ein, wie Väter es eben für ihre Töchter tun. In ihrem kleinen Heim baute sie sich zusammen mit ihrem waschechten Berliner „Kutti“ ein eigenes Leben als Arbeiterfamilie auf. Und auch Annemarie trug ihren Teil dazu bei. In der DDR war die weibliche Erwerbsarbeit Ausdruck von Gleichberechtigung und Grundlage eigener Unabhängigkeit. Gerade in der Stadt prägte dieses Verständnis den Alltag vieler Familien, der sich bewusst von traditionellen Rollen löste. Annemarie arbeitete bei Rewatex, in einer Annahmestelle für Textilreinigung und Änderungsschneiderei. Auch als 1953 ihr Sohn geboren wurde, blieb sie berufstätig. Anders als ihre Schwägerin Ilse in Neuendorf entschied sie sich gegen ein Leben ausschließlich im Haus. Der Zeitgeist Berlins bestimmte ihr Denken. Zwischen Arbeit, vielfältigen



Begegnungen und allerhand Trubel wurde die Stadt mehr als ihr Wohnort. Sie wurde zu ihrem Lebensraum.

Als junge Mutter kam sie regelmäßig nach Neuendorf. Sie wollte, dass ihr kleiner Sohn Michael etwas von dem Landleben erlebte, das sie selbst geprägt hatte: mit Oma Johanna die Enten füttern, mit Opa Willi reiten, mit den Cousins Carsten und Holger am Bodden spielen. Doch das weitere Leben in der Stadt stellte den jungen Mann vor Prüfungen, denen er nicht gewachsen war. Annemarie verlor ihr einziges Kind, als es in seinem besten Alter war. In ihrer Familie hatte es diesen Verlust schon einmal gegeben. Sie hatte oft den stillen Schmerz in den Augen ihrer Großmutter gesehen. Aber das Leben gab ihr Kraft und stellte ihr noch einmal jemanden an die Seite. Es war ihr Enkel Martin. Er war es auch, den sie ab 1986 mit in den Urlaub in ihr Elternhaus brachte. Ich erinnere mich gut an diese Sommer. Die beiden bezogen die kleine Dachstube des alten Hauses. Dort stand die Nähmaschine schon bereit. Kaum war der Koffer abgestellt, begann sie zu surren. Mit Tante Annemarie zog immer ein Gefühl von Großstadt auf den Hof: schöne Stoffe, bunte Farben, ein Hauch von anderer Welt. Schwägerin und Hausherrin Ilse hatte stets eine lange Liste an Nähaufträgen für sie, denn wir Mädchen wuchsen schneller aus unseren Kleidchen heraus, als man zusehen konnte. Zu Beginn des Besuchs lagen die Stoffbahnen noch lose auf dem Tisch, am Ende hingen fertige Kleidchen an der Tür der Dachstube, ordentlich aufgereiht. Wie stolz ich war, als ich meines anziehen konnte. Es war jedes Mal ein kleines Stück Sommerglück, das ich tragen durfte.

Annemarie lachte viel und erzählte gern. Und immer fest eingeplant bei ihren Rügen-Besuchen war ein Kaffeekränzchen bei ihrer Cousine Wilma und ihrem Cousin Otto im unteren Dorf: Ein bisschen „schladdern gehen“, Neuigkeiten austauschen, alte Bekannte treffen. Das konnte schon mal gut einen ganzen Nachmittag in Anspruch nehmen. Und kaum war Annemarie in Neuendorf, legte sich ihr Berliner Dialekt fast wie von selbst ab und wich dem breiten Platt ihrer Kindheit. Sie war dann nicht mehr die Städterin, sondern wieder „dat Niendörper Deern“ (das Neuendorfer Mädchen) von damals.

Annemarie griff im neuen Berlin auf viel Altes ihrer Heimat zurück. Sie zeigte es beim Backen und Kochen. Ihr Frankfurter Kranz verschwand immer schneller, als er auf dem Tisch stand. In ihren Fotomotiven sammelte sie, was ihr einst vertraut war: kleine Ausschnitte dessen, was ihr wichtig war. Als Kind hatte sie gar nicht gesehen, wie schön sie in Neuendorf wohnte. Nur bei der Musik setzte Annemarie einen klaren Schnitt. Singen lag ihr ganz entgegen den Burwitzens nicht. Und wenn sie es versuchte, klang es eher schief. Auch darüber konnte sie herzlich lachen. Auch wenn sie ihre laute Stadt liebte, so blieb doch das stille Heimatgefühl. Und das besonders im hohen Alter. Annemaries Gedanken kehrten nun oft in ihre Kindheit zurück. In ihren Erinnerungen nahm



ANNEMARIE MARKWITZ, GEB. BURWITZ

05.08.1923 – 14.04.2024

der alte Walnussbaum einen besonderen Platz ein. Als kleines Mädchen hatte sie gern unter ihm gesessen, im Schatten gespielt und die Welt um sich herum vergessen. Als sie als sehr alte Frau das letzte Mal nach Rügen kam, stand der Walnussbaum noch in voller Pracht. Seine uralte Ästen trugen reichlich Früchte. Er schien fest verwachsen mit dem Boden, der ihn fast zwei Jahrhunderte getragen hatte, und wirkte rüstig. So wie Annemarie selbst, die dem hundertsten Lebensjahr nah, noch aufrecht durchs Leben ging. Beide hatten Wurzeln geschlagen. Beide hatten Stand gehalten. Doch bald darauf fiel der Baum einem Sturm zum Opfer. Was ihn so lange gehalten hatte, ließ ihn nun los. Im Jahr darauf ging auch Annemaries Leben zu Ende. Sie verstarb am 14. April 2024 in Berlin.



Annemarie wurde 100 Jahre alt. Geboren in der Weimarer Republik, wuchs sie in einer Zeit auf, in der vieles noch fragil war. Sie erlebte die Diktatur, den Krieg und den Zusammenbruch einer Weltordnung. Sie sah, wie aus Trümmern neue Systeme entstanden, wie Deutschland geteilt wurde und Berlin zum Schauplatz des Kalten Krieges wurde. Sie lebte mit der Mauer – und erlebte auch ihren Fall. Zwischen Neuendorf und Berlin verlief ihr langes Leben, gezeichnet wie eine saubere Naht. Ihre Stadtwohnung bot weniger Platz als die niedrigen Stuben des Bauernhauses. Der Blick aufs Meer schien ihr begrenzt, der auf die Berliner Mauer hingegen nicht. Für sie war nicht der Raum entscheidend, sondern das Gefühl. Annemarie fand in Berlin ihre Freiheit. Die Stadt verkörperte für sie Aufbruch, Veränderung und Sein. Das Dorf blieb ihre Erinnerung. Die Verbindung zu dem Ort ihrer Wurzeln mit dem alten Nussbaum trennte sie nie. Erst in der Ferne gab er ihr Halt und ließ sie leben, wie sie es brauchte. Als sich seine Wurzeln lösten, löste sich auch etwas in ihr. So, als dürfte nun alles gehen.

Praktische Ausbildung

Lehrzeit vom 20.5.1946 bis 21.3.1949
Lehrberuf Schneiderin
Lehrbetrieb Damenschneidermeisterin
Emma Rahn, Putbus/Rügen
Beurteilung gut

Theoretische Ausbildung

1. Gesamtleistung: gut
2. Verhalten: sehr gut
3. Schulbesuch während der Berufsausbildung: regelmässig

Prüfungszeugnis

Annemarie Burwitz
Vorname Name
geboren am 5. August 1923
in Neuendorf/P. Kreis Rügen
hat die Abschlußprüfung in der Berufsausbildung vor dem
zuständigen Prüfungsausschuß mit

Gut

bestanden.

Putbus/Rügen, am 3. Mai 1949.



Der Prüfungsausschuß

Manuscript

Beauftragter des Amtes für Arbeit und Vorsitzender

Annemarie Burwitz
Berater
Erfrido Selbe
Beisitzer
Wilhelm
Beisitzer

Textil- und Bekleidungsfachschule
von Groß-Berlin
Berlin-Pankow, Kladowstr. 12, Tel. 48 08 77

Berlin-Pankow, den 18.12.1950.

B e s c h e i n i g u n g

Wir bescheinigen Fräulein Annemarie Burwitz, geb. 5.8.23,
Berlin N, Wichertstr. 38, daß sie die Abteilung Modehandwerk der
Textil- und Bekleidungsfachschule von Groß-Berlin

vom 2.9.1949 - 18.12.1950
besucht hat.

i.V. *Kindig*
Schulleiter









*Hans-Friedrich nahm das Leben in die Hand
und hörte auf sein Herz.*



DER HERZBUBE

Hans-Friedrich kam am 20. Januar 1928 zur Welt. Draußen lag der Winter schwer über dem Land, drinnen im alten Bauernhaus eroberte er die Herzen. Was für ein schönes Kind. Wenn es lächelte, schmolz selbst die Kälte dieses Winters dahin. Hans-Friedrich war das zweite Kind von Willi und Johanna – und ihr erster Sohn, für den man gern ein bisschen mehr tat. Seine Mutter ließ ihrem „Jüngling“ all das zukommen, was Liebe in jener Zeit ausdrücken konnte. Er wurde nach Strich und Faden verwöhnt. Sie setzte ihm einen ganzen Entenbraten vor, damit er groß und stark werde. Wenn Oma Natalie ihm sanft über das Gesicht strich, erkannte sie in seinen Zügen ihren Sohn Friedrich wieder. In den Augen seines Großvaters Emil ruhte auf ihm die leise Hoffnung. Er nahm den Jungen früh an die Hand, ging mit ihm über die Felder und legte ihm den Hof ans Herz. In der Schule in Putbus fiel Hans-Friedrich das Lernen leicht. „Die Intelligenz hat er von uns Koosens“, prahlten Mutter und Großeltern voller Stolz. Mit seinem Charme wickelte er bald alle um den Finger. Nur seinen Vater nicht. Willi brachte ihm bei, dass man im Leben besser nicht alles auf eine Karte setzt.

Er war ein Pimpf wie so viele in seinem Alter, als das nationalsozialistische Denken und Handeln in sein Leben durchdrang. Die Aufgaben, der Alltag und die Gemeinschaft der Hitlerjugend faszinierten ihn. Marschieren, Spiele, Dabeisein. Wie viele Kinder seiner Generation war Hans-Friedrich Feuer und Flamme für dieses Abenteuer. Die große Gefahr hinter der Gesamtidee entzog sich seiner kindlichen Vorstellungskraft. Sein Freund Heiner, der es auch noch viele weitere Jahre bleiben sollte, war oft an seiner Seite. Zusammen spielten die Dorfkinder rund um Putbus Krieg und bekämpften sich mit selbstgebastelten Holzgewehren. Was als Spiel begonnen hatte, wurde todernst. Mit dem Überfall auf Polen im September 1939 begann der Zweite Weltkrieg, der bald auch das Leben in einem kleinen Dorf wie Neuendorf veränderte. Was die Jugend gelernt hatte,



HANS-FRIEDRICH BURWITZ

20.01.1928 – 06.04.2017

kam nun zur Anwendung: von den Parolen an die Waffen, in Gemeinschaft zum Kampf. Hans-Friedrich war gerade sechzehn Jahre alt, als er zum Reichsarbeitsdienst eingezogen wurde. Auf Usedom begann seine militärische Ausbildung, fernab der schützenden Hände seiner Familie. Sein Einsatz führte ihn dann nach Osten, nach Dziwnów im heutigen Polen. Dort begegnete er dem Krieg nicht mehr als kindlichem Hirngespinnst, sondern in seiner Realität. Die Bilder, die sich ihm einprägten, ließen ihn nicht unberührt. Mehr als einmal entging er an der Front dem Tod nur knapp. Dass er überlebte, war kein Zufall. Er handelte mit jener Umsicht, die ihm sein Vater früh eingeschärft hatte – derselben, die Willi schon im Ersten Weltkrieg das Leben gerettet hatte.

Nach Kriegsende geriet der junge Hans-Friedrich kurzzeitig in dänische Internierung. Viele ehemalige Soldaten warteten dort ungewiss auf das, was kommen würde. Doch der junge Soldat zog einen Joker aus seiner Tasche: eine Adresse in Hamburg, die seiner Tante Martha Schulz. In einer Zeit, in der Herkunft und Ziel über Wege entschieden, öffnete ihm dieser eine Tür. Sie wurde sein Ausweg. Doch er eilte nicht kopflos davon. Über Umwege und kleinere Zwischenstationen in Schleswig-Holstein tastete er sich voran, ganz nach Vaters Anordnung. Erst als der Weg sich sicher anfühlte, folgte er seinem Herzen nach Neuendorf. Doch was ihn dort erwartete, veränderte etwas in ihm. Sein geliebter Großvater Emil war gestorben. Ein Abschied voneinander war ihnen verwehrt geblieben. Dieser Gedanke, zu spät gekommen zu sein, begleitete Hans-Friedrich ein Leben lang.

Der Krieg war vorbei, doch das Leben musste weitergehen. Hans-Friedrich ging dann zur landwirtschaftlichen Fachhochschule in Rostock. Wie schon in seiner Putbusser Schulzeit präsentierte er sich dort als herausragender Schüler, zielstrebig mit klarem Blick für Zusammenhänge. Man sah Möglichkeiten in ihm. Doch Hans-Friedrich folgte nicht den Plänen, die andere für ihn machten. Er nahm nicht den klugen Weg, sondern entschied sich für den eigenen: zurück zum vertrauten Boden seiner Kindheit. Neuendorf gehörte inzwischen zu einem neuen Land. 1949 war aus der sowjetischen Besatzungszone die Deutsche Demokratische Republik entstanden – als politisches Gegenmodell zum Westen, ganz im Sinne der sozialistischen Ideologie. Der Neuanfang war bewusst als Bruch gedacht. Alte Machtstrukturen sollten schwinden – wie auch das Schloss im Putbusser Park, als Symbol des Fürstentums kurzerhand gesprengt. Mit der Bodenreform von 1945 war vieles in Bewegung. Die Neuendorfer erhielten die Äcker, die durch ihre Arbeit, ihre Hände und ihren Alltag geformt worden waren. So auch die Familie Burwitz.

Während Hans-Friedrich in den frühen 1950er Jahren als Berufsschullehrer junge Menschen in Landwirtschaft unterrichtete, veränderte sich das System, in dem sie arbeiten sollten. Die Regierung begann, die Höfe in Landwirtschaftliche Produktionsgenossen-



schaften (LPGs) zusammenzuführen. Hans-Friedrich erlebte diesen Wandel zweifach: als Lehrender in der Landwirtschaft und als Landwirt. Und mitten in dieser bewegten Zeit begegnete er Ilse Bruhn, einer seiner Schülerinnen, die ihm von Anfang an Herzklopfen bereitete. Für seine Ilse nahm er einiges auf sich: weite Wege zu Fuß bis nach Seelwitz, neugierige Blicke und die kleinen, nicht ganz zufälligen Sticheleien ihrer Schwestern. Doch Hans-Friedrich blieb unbeirrt. Er kam mit Schokolade, Blumen und vor allem mit viel Geduld. Wer ihn kannte, wusste: Wenn er sich etwas in den Kopf gesetzt hatte, dann erst recht ins Herz. Es wuchs eine leise, ehrliche Zuneigung. Aus der ehemaligen Schülerin wurde eine Gefährtin und 1954 seine Ehefrau. Seine Herzdame Ilse und ihre beiden Söhne machten sein Leben vollständig. Das alte Haus in Neuendorf wurde zum Ort seiner Familie.

Mit festem Halt im Rücken gründete Hans-Friedrich mit weiteren Neuendorfer Bauern im Jahr 1958 die LPG Typ 1. Dass man ihn zu ihrem Vorsitzenden wählte, war auch kein Zufall. Seine Kollegen vertrauten ihm, weil er das Herz am rechten Fleck hatte. Wie schon zu Großvaters Zeiten legten die Bauern ihre Kräfte zusammen. Die ersten Jahre der Genossenschaft verliefen gut. Gemeinsame Arbeit auf den Feldern, der Einsatz moderner Maschinen und klare Strukturen brachten sichere Erträge, stabiles Futter und ein Gefühl von Ordnung und Aufbruch nach den entbehrungsreichen Kriegs- und Nachkriegsjahren. Was als Idee gemeinsamer Nutzung begann, wurde jedoch zunehmend zur Forderung. Mit der Vollkollektivierung verlangte der Staat die Einbringung von Vieh, Maschinen und Gebäuden in die Genossenschaft. Der Spielraum schrumpfte, Freiheiten gingen verloren. Auch der Hof blieb davon nicht unberührt: Die große Feldscheune, die Hans-Friedrich einst mit eigenen Händen errichtet hatte, wurde zum Kuhstall für sechzig Jungrinder umgebaut. Die Arbeit folgte nicht mehr dem Rhythmus der Höfe, sondern den Vorgaben der zentralen Organisation. Die Felder wurden stärker beansprucht, der Ackerbau nach strengen Fruchtfolgen geführt, der Pflanzenschutz spezialisierter. Und trotzdem blieb vieles Stückwerk, weil Geräte ständig ausfielen und Ersatzteile kaum zu bekommen waren. Die Arbeit war härter als je zuvor und doch hielt diese Generation alles mit Erfahrung, Disziplin und stillem Pflichtgefühl zusammen.

Diese Zeit verlangte viel und gab wenig. Das galt auch für das Geld. Die DDR-Mark war immer da und doch reichte sie oft nicht aus. Auf dem Papier war vieles günstig. Feste Preise suggerierten den Menschen Sicherheit und Berechenbarkeit, als ließe sich das Leben planen. Doch dieses Geld allein genügte nicht. Viele Dinge des täglichen Lebens waren nicht selbstverständlich verfügbar. Baumaterial, gute Kleidung, Reifen oder Werkzeuge bekam man nicht einfach gegen Zahlung. Man musste wissen, wie. Die dümmsten Bauern haben die dicksten Kartoffeln, sagte man schon damals. Doch im Dorf wusste jeder: dumm war der Burwitz gewiss nicht. Er konnte mit dem Wenigen klug umgehen, denn in ihm steckte viel von Vater Willi. Ein Rind hier, ein Schwein dort,



HANS-FRIEDRICH BURWITZ

20.01.1928 – 06.04.2017

ein Sack Schafwolle oder ein gutes Stück Fleisch zur rechten Zeit. Was der Hof hergab, wurde genutzt. Seine Stärke lag besonders im Umgang mit Menschen. Hans-Friedrich hatte das Feeling, wann ein freundliches Wort mehr wert war als jede Forderung und wann man besser schwieg. Denn an Spitzeln mangelte es der DDR nicht. Das Netz der Überwachung war dicht, die Grenzen klar abgesteckt.

In dieser Enge suchten die DDR-Bürger nach Sehnsuchtsorten. Wer dem Alltag entkommen wollte, fand Erholung im eigenen Land, am liebsten am Meer. In den 1960er Jahren wurde Neuendorf zu einem solchen Ort. Sommerfrischler aus Berlin, Leipzig oder Dresden kamen aus der Stadt ins einfache Leben auf dem Land. Hans-Friedrich witterte die Gelegenheit. Zwischen Kinderzimmern, Vorratskammer und der „Guten Stube“ gab er Urlaubern einen Platz. Das Zimmer im alten Haus war einfach, doch es fehlte an nichts. Was zählte, war die Herzlichkeit und das gute Essen aus der hofeigenen Küche. Es roch nach frisch gekochten Kartoffeln, nach Sommer und nach Zuhause. Man war hier Gast, aber nie fremd. Hans-Friedrich hatte Freude daran, Menschen willkommen zu heißen. Für die Gäste entwarf er kleine Postkarten und einfache Informationsblätter über Neuendorf. Lange bevor man das Wort Marketing kannte, war ihm klar: Man kommt dorthin zurück, wo man gern gewesen ist. In alten Gästebüchern finden sich noch heute Einträge, die von dieser Zeit erzählen. So war die Ferienvermietung ein weiterer Trumpf für den Hof.

Während seine Frau Ilse sich um ihre beiden Söhne Carsten und Holger, Haus, Hof und Vermietung kümmerte, vermittelte Hans-Friedrich als Lehrausbilder – erst in Nadelitz, später in Jarnitz – sein Fachwissen an junge Menschen. In einer Zeit, in der es an vielem fehlte, bewies Hans-Friedrich mehr als einmal Erfindungsgeist. Werkzeuge wurden repariert, Maschinen umgebaut, alte Bretter bekamen ein neues Leben. Alles, was er anpackte, tat er mit Herz. Er reparierte, baute um und schuf gemeinsam mit der Familie trotz Mangelwirtschaft einen Hof, der gepflegt, schön und lebendig war. Das Gehöft wurde in der DDR-Zeit als „vorbildliches Anwesen“ ausgezeichnet und das bedeutete ihm sehr viel. Doch Hans-Friedrichs Blick reichte weit über den eigenen Gartenzaun hinaus. Neuendorf war über Generationen ein Dorf, das mit der Schönheit, der Vielfalt, aber auch mit den Launen des Wassers lebte. Viele Ackerflächen lagen in Senken, den sogenannten Gründen. Nach Regen oder Schneeschmelze standen sie tagelang unter Wasser. Die Erträge litten, und manche Flächen konnten kaum genutzt werden. Die alten Kossaten hatten gelernt, damit umzugehen. Doch als die Landwirtschaft in der DDR leistungsfähiger werden sollte, brauchte es neue Lösungen. Hans-Friedrich, der die Felder nur zu gut kannte, beließ es nicht beim Wissen um die Probleme. 1957 brachte er ein Meliorationsvorhaben auf den Weg, gewachsen aus Erfahrung und Beobachtung. Großflächige Dränagen der Ackergründe wurden angelegt, die Hunnenbaek und die Baek als Vorfluter ausgebaut, um dauerhafte Abflüsse zu schaffen. Es war ein



mutiger Schritt und für viele ein neues Denken. Hans-Friedrich aber überzeugte, weil er allen aus dem Herzen sprach. Für Neuendorf bedeutete dies einen entscheidenden Fortschritt. Die Erträge stiegen spürbar, manche Flächen wurden erstmals richtig nutzbar. Das Wasser ließ sich auf den Äckern lenken – doch von der Seeseite blieb es unberechenbar. Für Hans-Friedrich wurde das zur nächsten Herzensangelegenheit. Als ehrenamtlicher Bürgermeister setzte er sich mit derselben Entschlossenheit für den Küstenschutz ein. Der in den 1990er Jahren befestigte Küstenstreifen am Neuendorfer Kliff trägt bis heute seine Handschrift.

Mit der Wiedervereinigung endete die Planwirtschaft und die von Gemeinschaft geprägte Ordnung der DDR. Die Landwirtschaftlichen Produktionsgenossenschaften wurden aufgelöst, Besitzverhältnisse überprüft und wieder geordnet. Die Familie erhielt die Flächen, die einst in die LPG eingebracht worden waren, offiziell zurück. Die Zeit der großen Feldarbeit war damit vorbei – die Flächen wurden fortan verpachtet. Hans-Friedrich, damals 62 Jahre, blieb täglich draußen, im Garten, zwischen Obstbäumen und Beeten, die er mit derselben Sorgfalt pflegte wie einst die Felder. Der strenge, gerechte Vater von einst, war längst zu einem sanften, humorvollen Großvater geworden. 1978 das erste Mal. Für seine kleinen Enkel baute er Schätze mit eigener Hand: Puppenbetten, Spielkisten und Häuschen, jedes liebevoll bemalt. Es zeigte sich darin sein feines Gespür für das Schöne: für Harmonie, Farben, Formen, Wörter und Töne. Seinen Platz fand es in der Familie, besonders an Weihnachten. Dann wurde in der „Guten Stube“ des alten Hauses zusammen musiziert. Mein Opa stimmte mit seiner kräftigen Burwitz-Stimme das Lied „Herbei, oh ihr Gläubigen“ an. Auch das Gedicht „Der beste Boom“ – er konnte es bis ins hohe Alter fehlerfrei aufsagen – durfte nicht fehlen. Er liebte das Leben – besonders, wenn es gefeiert wurde. Und er feierte es nie allein. Immer war seine Ilse an seiner Seite. Die beiden waren ein Herz und eine Seele. Er sprach von ihr als seine „ehemalige Verlobte“. In seinen Scherzen lag viel von ihm – und ein gutes Stück von seinem Vater. Selbst Liebeskummer junger Damen wurden mit Späßchen vertrieben. Ein Lied, und die Sorgen waren weggelächelt.

So leicht er mit den Menschen war, so fest stand er im Leben. Ein Bauer war er durch und durch, weil es ihm entsprach. Hans-Friedrich lebte nach Jahreszeiten und einem festen Tagesrhythmus, auch als er längst im Ruhestand war. Die Tage begannen früh, das Mittagessen kam pünktlich, gefolgt von einem kurzen Nickerchen, einem Heiligtum im Hause Burwitz. Zu diesem Alltag gehörte auch seine Schafzucht. Jedes Muttertier und jedes Lamm waren ihm vertraut. Meine Kinder nannten ihren Uropa wegen seiner Tiere „Opa Mäh“. Es passte zu ihm, denn niemand verstand seine Schafe so gut wie er. Und wenn der Tag sich nach getaner Arbeit neigte, setzte er sich an den Tisch, nahm den Stift zur Hand und schrieb: über das unstete Wetter, die stolze Apfelernte, die blühenden Rosen und seine geliebte Familie. Kein Abend verging ohne seinen täglichen Tagebuch-



HANS-FRIEDRICH BURWITZ

20.01.1928 – 06.04.2017

eintrag – in sauberster Handschrift, selbst als seine Augen nicht mehr so wollten. Jene Schriften reichen von 1949 bis 2017, der letzte erfolgte sechs Tage vor seinem Tod.

Opa dokumentierte und sammelte, aus Ordnungsliebe und Verbundenheit. So beschäftigte er sich intensiv mit der Geschichte unserer Urahnen. Gewiss aus eigenem Interesse, vor allem aber, um zu bewahren. Er wollte, dass wir verstehen, woher wir kommen. All seine sorgsam gehüteten Dokumente hatte er nicht für sich gesammelt, sondern für uns. Das alte Haus, das ihm so viel bedeutete, ist der Ort, an dem all dies weiterlebt. „Rügenland, mein Heimatland“ – dieses Lied sang er oft genug. Doch seine Verbundenheit zeigte sich ohnehin in allem, was er tat. Er ließ sein Elternhaus nie verfallen, pflegte jede Wand, jeden Baum, jede Rose. Als Kind nahm er mich selbstverständlich mit hinein in diesen Alltag. Zur Heuernte, wenn die Sonne zu heiß war, oder zum Kartoffelpflanzen, wenn eigentlich Freunde zu Besuch waren. Manchmal zu den unpassendsten Momenten, wie ich damals fand. Mein Opa gab mir – wie einst sein Großvater ihm – ohne große Worte etwas mit. Erst heute verstehe ich seinen Sinn.

Wo alles begann, kam Hans-Friedrich als Urgroßvater zur Ruhe. Ein Frieden lag in seinem Gesicht, als hätte sein letzter Herzschlag seiner geliebten Ilse gegolten. Er hatte sein Leben bis zuletzt bedacht – aus Liebe zu denen, die bleiben würden. Die von ihm selbst gestaltete Todesanzeige lag zwischen seinen Papieren für uns bereit. Wir mussten nur noch das Sterbedatum eintragen.



Hans-Friedrich hatte Zeiten erlebt, in denen die Welt ihren Halt zu verlieren schien: die strenge Disziplin des Dritten Reiches, die verordnete Gleichheit des Sozialismus und die unruhige Freiheit nach der Wende. Er ging mit ihnen, so gut er konnte, ohne dabei den eigenen Blick aufs Wesentliche zu verlieren. Das Land unter seinen Füßen gab ihm Richtung, die Nähe der Seinen gab ihm Sinn. Was ihm wichtig war, ließ er nicht los. Denn Freiheit wächst dort, wo man festen Grund hat. Und bewahrt wird, was man liebt. So ist es bis heute.





ABLIEFERUNGSBESCHEID

**zur Pflichtablieferung
landwirtschaftlicher Erzeugnisse
im Jahre
1951**

Nr.

222

Georg-Friedr. Zimmermann
(und Zuname des Abbitagungsleitenden)
Pöthen *Pöthen*
(Gemeindeführer) (Bürger) (Land)

Reibmaßgröße: 18.11 ha
(Lands, Maßhöhe u. gemessen)

Gerechtigkeitsamt
 anstelle der Vertriebsabteilung
 des Reichsverbandes Deutscher
 Bauern vom 27. 2. 1915 Nr. 1
 Tel. G. O. - 318 / 8

Auf Grund der Verordnung über die Pflichtablieferung sind Sie verpflichtet in Jahre 1921 zu den gehenden Erzeugnissen in vorgeschriebener Qualität abzuliefern

Pflanzliche Erzeugnisse	Anbauempfehlung ha	Norm dz/ha	Pflichtab- lieferungs- soll dz	Abgibt: Uman- erbringung dz	Zuzüglich Rückstände u. Darlehen dz	Ablieferungssoll insgesamt dz	davon im Monat				
							Jan 01	Feb 01	März 01	April 01	Mai 01
*) Getreide	5.90	13.53	79.93			79.93	5	25	20	25	15
Speiseheunfrucht	- 35	s	3			3.37					
Winter-Obst	- 40	8.5	3.40			3.40	20	30	40	10	-
Sommer-Obst											
Kartoffeln	1.68	80.63	135.45			135.45	10	10	20	25	
Hou von dugstilles Gräsern und Wiesen	2.65	1.97	5.22			5.22	En. 15. 7.	IV.	1.1952	20	

*) Vom Getreideablieferungssoll sind 6 % Gerste und 15 % Hafer abzuliefern, soweit sich Abbauern vertritt.

Tierliche Erzeugnisse	Mengenblende Neuheiten oder Vorbestand in Vg	Norm je, kg (st Staub)	Pflichtab- lieferungs- soll dz	Abgibt: Urabkassell Bgung	Zuzüglich Rückstände e. d. Vorjahr	Ablieferungssoll insgesamt	davon im Quartal			
							I 1/4	II 2/4	III 3/4	IV 4/4
Schleiblich insoweit an Lebendgewicht in kg	13.61	65	820			820	25	20	25	30
Darunter: Schwein an Lebendgewicht in kg			821			525	25	15	15	15
Milch mit einem Fettgehalt von 2.5 % in kg		266	3357			3357	25	30	30	15
Eier zu einem Gewicht weit weit 40 g pro Sack in Sack		83	1077			1077	20	40	15	5
Wolle	Anzahl der Schafe	Sack kg Sack kg Sack kg Sack kg					bis 15. Dezember 1921 100 %			

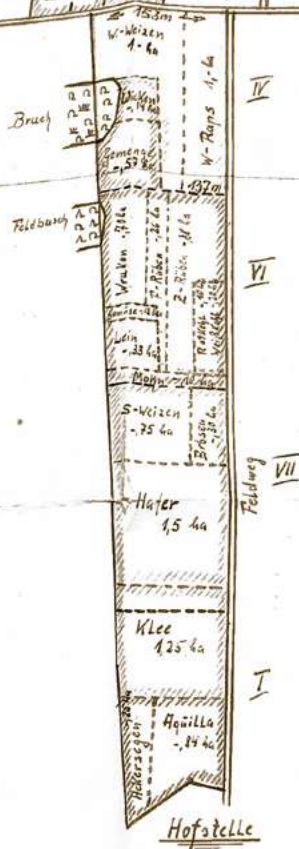
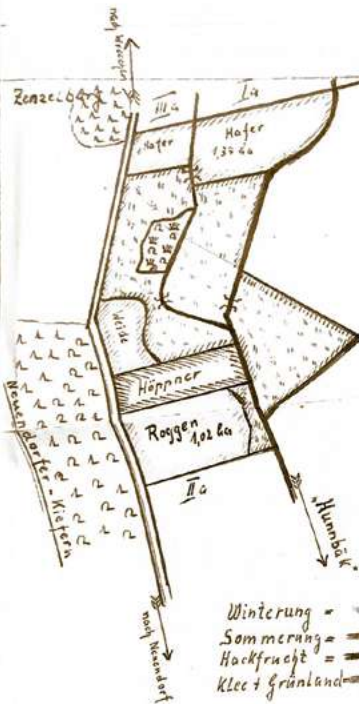
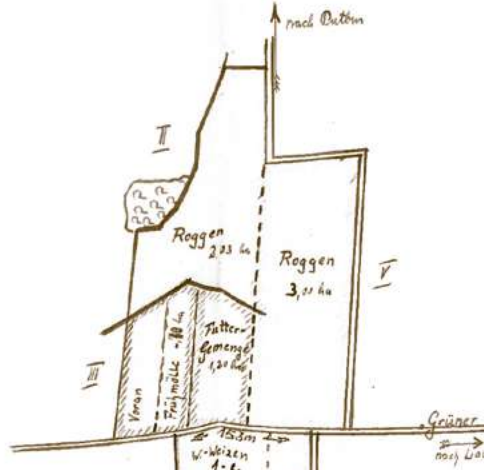
Die bezügliche Lieferpflicht der WTAB endet durch den Besondereitungsprozess. — Oger kerer Be-
 schied vom gemal 2. 22 der Verordnung von 28. 3. 1915 von dem Abbitagungsleitenden oder sonstem gestellten
 Versteher Erzeugnis emobelt wurden die ha in die Einbringung der Erzeugnisse betriebe vom Tage und bere am Ablauf
 der Tages an den der Bestand den Abbitagungsleitenden gegeben wirt. Das Erzeugnis kann annehm angeordnet
 oder in Freiheit emobelt werden er si bei den Bedingungen für die Ersetzung find emengen. Die Ersetzung verbr der
 emobelt mit der entsprechenden Einbringung der Pflichtablieferung. Wer vorabteil weit emobelt emobelt die gänge Bietes an-
 gemessene gemal der Verordnung vertritt und emobelt der Versteherhaft vordung von 21. 6. 89 (Botsch L. 1740.
 2. 647) wirt.



Wolff
(Landwirt)

Pöthen den 1921

Eruchtfolgeplan 1950



- Winterung = [diagonal lines]
- Sommerung = [horizontal lines]
- Hackfrucht = [vertical lines]
- Klee + Grünland = [stippled pattern]

Die Landwirtschaft in unserem Dorf

Mit diesen Aufzeichnungen unternehme ich den Versuch, einen Überblick über die Entwicklung der Landwirtschaft in unserem Ort zu geben.

Dieses muß ich aus der Erinnerung, aus Erzählungen und Überlieferungen zu Papier bringen.

Das Aufgezeichnete erhebt also nicht den Anspruch auf historische Genauigkeit.

Untermauern und belegen kann ich Dargestelltes mit älteren Dokumenten und Verträgen.

Beginnen werde ich mit den Überlieferungen, die ich vorwiegend von meinem Großvater Emil Koos habe. Auch meine Mutter hat daran einen Anteil durch ihre Erzählungen. In meiner Kindheit kannten wir noch kein Radio geschweige denn einen Fernseher und so wurden die langen Winterabende bei sparsamer Beleuchtung dazu genutzt, um bei einer nützlichen Beschäftigung den Erzählungen der Alten zuzuhören.

In unserem Dorf waren nachweislich seit dem 12. Jahrhundert Fischer und Bauern angesiedelt.

Um 1800 rum waren es acht besiedelte Hofstellen.

Jede Hofstelle bewirtschaftete ca 30 Morgen Acker und Wiese.

Die Grenzen der bewirtschafteten Flächen waren damals
im Osten die Baeck
im Norden die Eiche u.d. Höhenrücken mit den kleinen Feld-
blüschchen

im Westen die Neuendorfer Tannen

Der Grundbesitz war fürstlich. Die Gebäude gehörten den Ackerpächtern. Die Wirtschaften waren zum größten Teil in Erbpacht, d.h., sie wurden in direkter Folge an die Kinder weitervererbt.

Der beigefügte Pachtvertrag verdeutlicht die damalige Lage. Die Bewirtschaftung der Ackerfläche war recht extensiv. Es war die Dreifelderfolge:

- . Brache : Klee-Gras (vorwiegend Timothe) 3 jährig
- . Winterung
- . Sommerung

Kartoffeln wurden wenig und Wrucken nur soviel, wie unbedingt für das Vieh erforderlich, angebaut.

Futterrüben waren noch nicht im Anbau.

Bemerkt werden muß noch, daß der Rotklee auf den 3-jährigen Brachen stark im Bestand zurückging. Die Ursache war, die geringe Versorgung der Böden mit Kalk.

Heu wurde so viel wie möglich gewonnen.

Einige Bemerkungen noch zum Begriff Fischer-Bauern.

An jede Hofstelle war das Fischrecht gebunden.

Die Bauern fischten mit Schleppgarnen an den vorgesehenen "Fischzügen" (siehe Chronik Lehrer Müller).

Somit wurde die Existenzgrundlage verbessert.

Auch die Nutzung der Waldweide war üblich.

Mit dem Bau des Hafens in Lauterbach und dem beginnenden

Fremdenverkehr kam dann noch hinzu, daß die Kossaten in

der Sommerzeit mit ihren Gespannen Fremde kutschierten.

An dieser Stelle werde ich eine Begebenheit einflechten, die mein Urahn Knaak um 1870 erlebte.

Er hielt mit seinem Gespann in der Reihe am Hafen von Lau-

terbach, um Fremde zu fahren. Das Schiff lief ein, und die Reisenden kamen. Zielstrebig ging auf sein Gespann ein gut gekleideter Herr zu und sprach ihn an, ob er ihn fahren wolle. " Ja ", sagte mein Urahn, "ich bin aber noch nicht dran." "Ich wünsche aber, daß Sie mich fahren". "Wohin?" "Zum Jagdschloß Granitz". Während der Fahrt fragte der Herr nach vielen Leuten und Einzelheiten. Mein Urahn gab Auskunft. In der Granitz angekommen stellte der Herr die Frage, wo der Fürst, der im amerikanischen Duell verloren, dann außer Landes gegangen und nie zurückkehren dürfe, geblieben sei. Darauf drehte sich Urahn Knaak um und sagte: "Wenn ick mi nich irr, sünd Sei dat, Dörchlaucht". "Knaak, hollen Sei an, den Rest na dat Schloß rup lop ick to Faut", sagte er, gab meinem Urahn einige große Goldstücke und ging zu Fuß weiter.

Im Laufe des Jahrhunderts wurden von der fürstlichen Verwaltung mehr und mehr Ackerflächen aus der Gemarkung bis Putbus - Park an die Kossaten von Neuendorf abgegeben. Das zog natürlich einige Veränderungen nach sich.

Zunächst waren Stallbauten notwendig.

Reiche Heringsfänge im letzten Jahrzehnt des 19. Jahrhunderts bewogen den Kossaten Weidemann dazu, eine große Scheune zu errichten. Sie steht heute noch in der ursprünglichen Art. Eine einheitliche Anordnung der Gebäude gab es nicht. Auf den meisten Hofstellen war ein kleines Wohnhaus und daneben das Stallgebäude. Große Scheunen waren nicht vorhanden. Auf unserer Hofstelle steht ein großes, im norddeutschen Fachwerkbau errichtetes Gebäude. Eine Kombination von Wohn-Stall-Scheune.

An einigen Skizzen und Aufrissen möchte ich darstellen, welche Veränderungen im Laufe der Zeit an unserem "Gebäude" vorgenommen wurden.

Bis 1957 wurde noch der Boden oberhalb des Wohnteiles zur Lagerung von Getreidegarben genutzt. Ja, rund um den großen Schornstein wurden oft feuchte Garben gelegt. Einen Brand hat es nie gegeben, eine Trocknung immer.

Bemerken muß ich noch, daß die lichte Höhe ~~we~~ in den Wohnräumen (bei allen Bauernhäusern) 190 im günstigsten Fall 210 cm nicht überschritt.

Sehr zurückhaltend standen unsere Kossaten der technischen Entwicklung gegenüber.

Mein Großvater, Emil Koos, war auf dem Gebiet ein Revolutionär.

Er kaufte als erster einen einfachen Breittrescher.

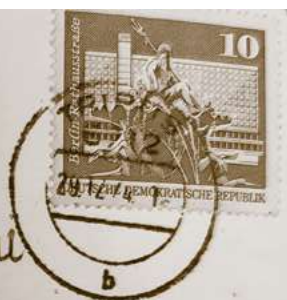




Neuendorf bei Putbus (Rügen)



Ein recht frohes und
 gesundes "Altes Jahr"
 wünscht Ihnen von ganzem
 Herzen Familie Waldi Albert
 Mit dem besten
 was man mit noch zum an
 dem schonen Urlaub bei Ihnen



Familie
 Hans Friedrich Burwitz
 2331 Neuendorf Lauterbach
 Rügen
 Wuststraße



Sein Ehrenamt Bürgermeister im Ortsteil

Hans-Friedrich Burwitz (56),
LPG-Mitglied in Neuendorf

Hans-Friedrich Burwitz (56), Mitglied der DBD und Genossenschaftsbauer, ist mehr als 20 Jahre Stadtverordneter in Putbus und seit den letzten Kommunalwahlen einer der sieben ehrenamtlichen stellvertretenden Bürgermeister in den Ortsteilen. In Neuendorf kennt ihn jeder, hier wurde er geboren und lebt noch heute in seinem Elternhaus. Das ist ein altes, in seiner ursprünglichen Form erhaltenes, rohrgedecktes Bauernhaus, von Touristen gern fotografiert.

Menschen unserer Insel

Sein Ortsteil zählt ganze 186 Einwohner. Ein Außenstehender mag denken, daß es da doch nicht viel zu bereden gibt. Aber auch hier gilt es, Entscheidungen zu treffen, Vorhaben zu organisieren und zu realisieren, möchten die Bürger "ihren Bürgermeister" unter sich wissen. Kollege Burwitz versteht sich in seiner Funktion als Verbindungsmann zum Rat der Stadt, der die Anliegen seiner Mitbürger dort vertritt und ihnen die Vorstellungen und Beschlüsse aus dem Rathaus zur Kommunalpolitik erläutert.

Er paßt so richtig in die Welt: freundlich, aufgeschlossen im Gespräch und kein Aufhebens von sich machend. Darum meint er auch:



„Die Neuendorfer erleichtern mir eigentlich meine Aufgabe sehr, denn der Gemeinschaftsgedanke, die Verantwortung für das Dorf sind in den vergangenen Jahrzehnten durch viele kollektive Einsätze in der Bevölkerung fest verwurzelt. Es begann in den 50er Jahren, als wir darangingen, die Straßenver-

hältnisse zu verbessern und das Boddenufer zu befestigen. Schotter, Kies und Steine wurden gefahren, jeder half nach besten Kräften.“

Diese Haltung ist bis heute geblieben, denn wer durch das Dorf geht, ist von den liebevoll gestalteten Grundstücken beeindruckt. Da ist das von Konrad Kubald, der dafür — wie auch Hans-Friedrich Burwitz — die Ehrenplakette "Vorbildliches Anwesen" erhielt; Ulrich Radfan, Hans Kubschuß, Heinz Rabe, Erich Salewski, Hans Müller und viele andere Bürger, sorgen mit gepflegten Anwesen für ein schönes Dorfbild.

Weil Kollegen Burwitz das Leben in seinem Wohngebiet nicht eierlei ist, weil die Neuendorfer ihren Ort lieben und keiner abseits steht, haben sie ihr Dorf zu einem Schmuckstück gemacht. Deshalb wurde Neuendorf zum 35. Jahrestag der DDR als "Bereich der vorbildlichen Ordnung und Sicherheit" ausgezeichnet.

Vk. Eckart Schömann



Die Dorfstraße in Neuendorf.

Fotos (2): Vk. Fredor Borgwald



Die Familie war ihre Heimat.



DIE MUTTERSEELE

Ilse kam am 1. Oktober 1933 auf der Insel Ummanz zur Welt – ein Sonntagskind. Als drittes von sechs Kindern stand sie in der goldenen Mitte der Familie. Passend zu ihrem Sternzeichen Waage war dieses Gleichgewicht Teil ihres Wesens. Die Fähigkeit, die Liebsten ausgewogen zu tragen, war nichts Erlerntes – es wurde ihr von ihrer Mutter mitgegeben. Die Familie bewirtschaftete auf Ummanz eine gepachtete Landwirtschaft mit rund 30 Hektar Betriebsfläche. Gemeinsam mit ihren Geschwistern Ulrich, Helga, Lieselotte, Lore und Adolf verbrachte sie auf Westrügen eine friedliche Kindheit. Besonders nah stand ihr ihre jüngere Schwester, von allen liebevoll Lilo genannt.

Durch die politischen Umstände des NS-Regimes verlor ihr Vater Richard Bruhn die Pacht. Die Familie musste Ummanz verlassen, ihr Weg führte nach Stralsund. Auf ihre geborgenen Kindertage auf dem Land folgte der Krieg in der Stadt. Als der Vater schließlich von der Wehrmacht eingezogen wurde, verlor die Familie ihren Beschützer. In diesen Jahren blieb nichts lange beim Alten. Sicherheit und Beständigkeit waren zerbrechlich. Umzüge und Neubeginne bestimmten den Alltag, Abschiede gehörten dazu. So lernte Ilse früh, dass Heimat kein Ort ist, den man besitzt, sondern einer, den man im Herzen bewahrt.

Langsam nahm sie ihr eigenes Leben in die Hand. 1954 heiratete sie meinen Opa, Hans-Friedrich Burwitz, ihren ehemaligen Berufsschullehrer, und zog zu ihm nach Neuendorf ins Bauernhaus am Meer. Romantik schwang hier nicht in der Luft. Die Gegend war zugig, das Haus alt, die Arbeit schwer. Ihre Mutter strickte warme Unterwäsche, damit Ilse sich auf dem Feld nicht verkühlte. Die neue Rolle als Ehefrau brachte Aufgaben mit sich, die ihr nicht immer leicht fielen. Besonders das tägliche Kochen war ihr eine Last. Es band sie an den Herd. Als Freigeist ging sie viel lieber auf den Acker, an die frische Luft. Dort fand sie eine Vertrautheit, die sie an ihre Kindheit auf Ummanz erinnerte.



ILSE BURWITZ, GEB. BRUHN

01.10.1933 – 06.10.2022

Ihre Mutter kam oft nach Neuendorf, wenn Ilse ihren Rat und ihre Erfahrung brauchte. Sie half dort, wo Ilse unsicher war: beim Kochen, beim Waschen, bei Handarbeiten. Ilse hatte nie viel Geduld fürs Stricken, und bei Socken hörte der Spaß wirklich auf. Der Hacken wollte einfach nicht so laufen. In aller Ruhe bewegte Mutter Ella die Nadeln und sagte zu ihrer Tochter:

„Du warrst noch mol an mi denken.“

„Du wirst nochmal an mich denken.“

Und sie hatte recht. Ilses Mutter lebte in vielen Erzählungen weiter.

Der frisch gebackenen Ehefrau lag viel an einem schönen Zuhause. Das alte Haus sollte sich dem jungen Leben anpassen, das nun darin wuchs. Was den Alltag beschwerte, durfte gehen. Ilse sprach ihre Anliegen aus und ihr Mann Hans-Friedrich setzte sie um: ein neues Bad, mehr Komfort, mehr Gegenwart. Sie wollte Platz für ihre eigene kleine Familie, für eine Ordnung, die sich ganz auf Mann und Kinder konzentrieren durfte. Bald erfüllte sich ihr innigster Wunsch. 1955 gebar Ilse ihr erstes Kind Carsten. Drei Jahre später folgte Holger. Mit ihren Söhnen fand Ilse in Neuendorf schließlich das, wonach sie gesucht hatte: ein Leben als Mutter. Von ihren Kindern getrennt zu sein, kam für sie nicht in Frage. Für diese Verbindung kämpfte sie wie eine Löwin. In der DDR war das Lebensmodell nicht selbstverständlich. Die junge Republik setzte auf die berufstätige Frau, auf Erwerbsarbeit als Teil der gesellschaftlichen Pflicht. Staatliche Kinderbetreuung sollte es ermöglichen, Familie und Beruf zu verbinden. Doch Ilse wählte aus Überzeugung einen anderen Weg: Sie folgte ihrem Herzen. Muttersein war ihre Berufung, auch wenn sie darin gesellschaftlich kaum Anerkennung fand. Die drei Männer in ihrem Leben aber trugen sie auf Händen. Es war ihr Lohn.

Als ihre Söhne eigene Familien gründeten, richtete sich Ilses Liebe auf ihre Enkelkinder. Holger und Carola, meine Eltern, lebten zunächst noch in der kleinen Dachstube des alten Hauses, ehe sie für uns in den früheren Stallungen nebenan ein eigenes Zuhause schufen. Zweifelsohne war ich ein Oma-Kind. In mir fand sie etwas von sich selbst. In den Kindergarten ging ich selten, höchstens als Mittagsskind, bei Oma hingegen war ich Dauergast. Mit ihr gab es viel mehr zu erleben: Puzzeln, Reimen, Basteln, Sternschnuppen zählen und vierblättrige Kleeblätter suchen. Wir fanden zusammen unser Glück.

Zu unseren Alltagsabenteuern gehörte auch mein Großvater. Er wusste, dass seine Ilse bei den Kindern ganz sie selbst war, und hatte selbst große Freude an den Enkeln. Zwischen Hans-Friedrich und Ilse bestand eine besondere Harmonie. Er brachte Klang und Farbe, sie hielt Maß und Konstante. Hand in Hand fanden sie ihre Balance. Selbst als Großeltern tanzten die beiden noch wie Jungverliebte durch die enge Wohnstube, zu



Liedern wie „Du kannst nicht immer siebzehn sein“. Im Jahr 2014, zur Diamantenen Hochzeit, ließen sie sich noch einmal in der Vilmnitzer Kirche trauen. Sie sahen zurück auf eine Nähe, die länger währte als ein ganzes Leben zu fassen vermag. Über sechs Jahrzehnte teilten sie alles: Familiensinn, Arbeit, Alltag und die kleinen Dinge des Lebens. Als ihr „Jünger“ starb, fehlte Ilse nicht nur der Mensch an ihrer Seite – es fehlte ihr Gegenüber.

Viele Rituale waren geblieben, solange sie einander hatten. Zur Faschingszeit buken sie zusammen nahezu hundert Pfannkuchen für die Familie. Wenn sich ihr Heim mit Kindern, Enkeln und Urenkeln füllte, lag darin ihre Lebensfreude. Und so stand die Haustür zum alten Bauernhaus stets offen. Punkt zwölf Uhr gab es Mittag, das war so sicher wie das Amen in der Kirche. Ilse kochte nie auf Kante, weil sie stets mit der Familie rechnete. Der Hunger war einkalkuliert, ob er nun da war oder nicht. Was ihr als junge Frau als Pflicht erschienen war, wurde mit den Jahren zu einer Bereicherung. Ein voller Tisch war für sie ein Zeichen von Zusammenhalt – und die schönste Art, Familie zu leben. Das Kochen wurde zu ihrem Element.

Vieles von diesem Handwerk hatte sie von ihrer Mutter, manches auch von ihrer Schwiegermutter gelernt, oft war es einfach Gefühl. Mengenangaben suchte man in ihren Rezepten vergeblich. Als Waage hatte sie immer das richtige Maß. Kochen, Backen, Einwecken: Die alte Bauernhausküche stand niemals still. Oft lag der Duft schon im Hausflur. Es roch nach Eingekochtem, nach Süßem und Herzhaftem, nach Jahreszeiten. Apfelschmalz, Zwetschgenmarmelade, Rote Grütze, Kirschsuppe, Rotkohl, Birnen und Klütt – die Gerichte folgten dem, was Garten und Feld gerade hergaben.

Gemeinsam mit ihrem Mann brachte sie ihre Leidenschaft zu Papier. Sie gestalteten ein Kochbuch – handgeschrieben, liebevoll illustriert, gefüllt mit eigenen Rezepten. Sechs Exemplare existieren davon, für jedes Enkelkind eines. Es ist ein Stück gelebtes Familienleben, das von der Liebe und dem Alltag meiner Großeltern erzählt. Und auch wenn darin der gute Hefezopf beschrieben ist, backen kann ich ihn bis heute nicht. Der Weg zu meiner Oma Ilse ins alte Haus war wohl immer der leichtere. Es fehlen wohl die Wärme des Hauses und die Ruhe ihrer Hände, damit der Teig gelingt. Wann immer ein besonderer Anlass bevorstand, fand ich mich deshalb bei ihr wieder. Ein Kuchen gehörte einfach auf den Tisch. Sie lächelte, griff zur Schüssel und sagte zu mir wie einst ihre Mutter zu ihr:

„Du warst noch mol an mi denken.“

„Du wirst nochmal an mich denken.“



ILSE BURWITZ, GEB. BRUHN

01.10.1933 – 06.10.2022

Dieser Spruch fand seinen Weg zurück, meine Omi begleitet mich bis heute. In ihrer alten Standuhr lebt noch immer das Märchen vom kleinsten Geißlein. Mit ihrem Dutt, den sie stets trug, sah sie nicht nur aus wie eine Oma aus dem Bilderbuch – sie war es auch für mich. In meiner Kindheit war sie meine Geschichtenerzählerin, mit der ich träumen konnte. Selbst die Arbeit auf dem Hof bekam durch sie einen eigenen Zauber. Als ich älter wurde, war sie die Zuhörende und verstand, ohne dass vieles gesagt werden musste. Später, als ich selbst Verantwortung trug, wurde sie meine Wegweiserin: gab Richtungen, aber ließ mich meine eigene Linie finden. Ganz gleich, wie viel Zeit ins Land strich: im alten Haus empfing mich ihre Ruhe, die versprach, dass am Ende alles gut werden würde. So war sie nicht nur zu mir. Sie schenkte all ihre Liebe und Aufmerksamkeit stets dem Kind, das gerade bei ihr war. Ganz so, wie es ihr von ihrer Mutter vertraut war.

In all den Jahren blieb Ilse ein Schwesterherz. Die verwitweten Damen saßen oft in der „Guten Stube“ des alten Hauses beisammen. Bei Kaffee und einem Gläschen Sekt erzählten sie sich von ihrer Kindheit auf Ummanz und von ihrer geliebten Mutter. Trotz ihres hohen Alters hielten sie mühelos Schritt mit der Zeit. Mit hübscher Garderobe und einem Tablet in der flotten Handtasche wussten sie, wie man sich jung hält. Über WhatsApp schickten sie Fotos ihrer Kaffeetafeln und meldeten sich augenzwinkernd mit einem Smiley bei der Familie. Zwischen Erinnerungen und Gegenwart hielten sie einander fest, bis die Zeit sie für immer trennte.



Ilse war keine große Frau, doch ihr Dasein hatte Gewicht. Sie hatte ihre Mitte in der Familie und darin lag ihr ganzer Stolz. Von ihren Nächsten gebraucht zu werden, war der Sinn ihres Lebens. Was sie ihren Kindern schenkte, wurde zu ihrem eigenen Glück. Als sie kurz nach ihrem 89. Geburtstag im alten Haus einschlieft, war sie von ihren Kindern umgeben. Es war kein Abschied voller Schmerz, es war ein Abschied in Dankbarkeit.



Hochzeit 1954



Goldene Hochzeit 2004



Diamantene Hochzeit 2014



WAS BLEIBT

Heute zeigt sich, wie schwer es geworden ist, diesen Hof mit dem alten Haus nicht nur zu erhalten, sondern ihn auch zu behalten. Was einst mit einem Handschlag geregelt wurde, ist heute eingebettet in ein komplexes System aus Gesetzen, Abgaben und Auflagen. Sie greifen in das ein, was über Generationen gewachsen ist. Die Wirkung von außen auf Eigentum hat sich verändert. Vorgaben bestimmen, wie gebaut werden darf, wie genutzt wird, was erlaubt ist und was nicht. Sie lassen wenig Spielraum für das, was hier gebraucht wird.

So idyllisch die Landschaft auch wirkt – leicht war das Leben hier nie. Die Herausforderungen haben nur ihr Gesicht gewechselt. Wo früher körperliche Arbeit und wetterabhängige Erträge den Alltag bestimmten, sind es heute Wirtschaftlichkeit, Instandhaltung und das ständige Abwägen dazwischen. Von der kleinen Landwirtschaft allein zu leben, ist nicht mehr möglich. Das Haus verlangte längst nach neuen Wegen, um weiter bestehen zu können. So wurde es auch zu einem Ort für Gäste. Manchmal schmerzt es, Fremdes in das Eigene zu lassen. Und doch liegt darin auch eine Fortsetzung dessen, was dieses Haus immer war: ein Ort, der offenstand, der Schutz bot, der Leben aufnahm.

Was dabei oft verborgen bleibt, ist, was dieses Bleiben verlangt. Blühende Rosen, gesunde Obstbäume, das goldene Reet im Abendlicht – all das wirkt in dieser Kulisse selbstverständlich. Doch getragen wird es von Zeit, Mühe und Kraft derer, die hier leben. Vieles geschieht im Stillen, fern vom Blick, der nur das Schöne sieht. Solch eine Aufgabe schaffen nur viele Hände nah beisammen. Was gemeinsam entsteht, hält man dann fest. Das Bleiben ist kein Zustand, sondern eine Entscheidung – für diesen Ort, für das Miteinander und für das, was nach uns kommt.

Diese Geschichte endet hier also nicht. Nur mein Erzählen tut es. Was uns anvertraut wurde, liegt nun bei uns. Über diese Gegenwart will ich nicht in der Vergangenheit schreiben – nicht, weil es nichts zu sagen gäbe, sondern weil die Zukunft noch nicht ausgesprochen ist. Vielleicht wird eines Tages eines meiner Enkelkinder nach seinen Wurzeln suchen – so, wie ich es tat, als ich die Dokumente meines Opas fand. Vielleicht hält es dann dieses Buch in den Händen und spürt den Wunsch, weiterzuerzählen.

Von uns:

Holger Burwitz, meinem Vater – Der Baumeister
Carola Burwitz, meiner Mutter – Die Hofärztin
mir und meiner Familie.

Dann wird diese Geschichte ihr nächstes Kapitel schreiben.



*WAS SIE
FORMTEN...*





*... BLEIBT DURCH
UNSERE HÄNDE.*



NACHWORT

Vieles, was in diesem Buch erzählt wird, geht auf meinen Großvater zurück. Auf seine Erinnerungen, seine Erzählungen – und vor allem auf seine Aufzeichnungen. Über Jahrzehnte hielt er fest, was ihm wichtig war: in Notizen, Tagebüchern, Skizzen und Plänen. Er zeichnete die Grundrisse des Hauses, wie sie sich im Lauf der Zeit verändert hatten, hielt die Obstbäume fest – ihre Pflanzjahre und Sorten – und dokumentierte die Arbeiten am Reetdach über viele Jahre hinweg.

Manche dieser Unterlagen wurden für dieses Buch ergänzt und behutsam von meinem Vater aktualisiert. Um sie hier darzustellen, wurden daraus einheitliche Grafiken entwickelt. Das Bildmaterial stammt aus alten Familienalben. Darüber hinaus habe ich auf die Neuendorfer Dorf- und Schulchronik zurückgegriffen, verfasst von Lehrer H. Müller. Sie hatte sich schon zu lange auf dem Dachboden versteckt. Vorsorglich hatte mein Großvater diese Chronik bereits 1987 aus der Sütterlinschrift in für uns heute lesbares Deutsch übertragen lassen. Sie wurde zu einer meiner wichtigsten Lektüren.

Dieses Buch wollte nie Lebensläufe auflisten. Mich interessierte das Leben dazwischen. Deshalb erzähle ich in kurzen Porträts von den Menschen, die hier gelebt haben. Manche historischen Ereignisse kehren dabei wieder. Doch sie erscheinen aus unterschiedlichen Blickwinkeln. Denn Geschichte greift in jedes Leben anders ein. Was für den einen Einschnitt war, bedeutete für den anderen Anpassung, Verlust oder Neubeginn.

Aus Haltungen und Gesten auf Fotografien, aus Entscheidungen und überlieferten Handlungen habe ich versucht, ein Bild dieser Menschen zu formen. Ich habe sie historisch verortet, ihnen Raum gegeben und mich in ihre Lebenswelt hinein gedacht. So, wie ich sie beschreibe, sind sie für mich gewesen. Wer sie anders sieht, mag eine andere Geschichte erzählen.

MEIN DANK

Am Anfang stand eine leise Suche, aus ihr wurde eine Frage der Identität. Die Zeit beim Schreiben gab mir viel – sie ließ mich verstehen. Namen, die ich zuvor nur flüchtig kannte, bekamen Stimmen, und die Gesichter auf alten Fotografien gewannen Bedeutung. Es sind größtenteils Menschen, die ich nie kennenlernen durfte und die dennoch Teil meiner Adern sind. Menschen, die diesen Ort ihre Heimat nannten und ihn bewahrten – ohne zu wissen, dass sie ihn eines Tages für mich bewahren würden. Ich fragte mich, wie viel von ihrem Herz und ihrer Seele in mir weiterlebt. Ich spürte ihre Zeit: den Alltag, der Kraft kostete, und den Zusammenhalt, der Kraft zurückgab. Den Wandel der Jahre und die Werte, die sich mit ihm veränderten. In ihren Gedanken fand ich mich wieder und hielt sie fest.

Dieses Buch hätte es ohne meinen Großvater Hans-Friedrich nicht gegeben. Ohne seine Aufzeichnungen und seinen Blick für das Bewahrens werte hätte ich nie diesen tiefen Zugang zur Geschichte unseres alten Hauses – und damit zu unserer Familie – gefunden. Ich hätte ihm heute gern dafür gedankt. Mein Dank gilt auch meiner Oma Ilse, die ich jeden Tag vermisst. Für mich war es immer Omas Haus. Und das ist es bis heute geblieben.

Ich danke meinen Eltern, aus deren Handeln mein eigenes Denken gewachsen ist. Von ihnen habe ich gelernt, wie wichtig Familie ist – und dass Zuhause ein Ort bleibt, zu dem man zurückkehrt. Ich danke meinem Mann, der mich überhaupt erst auf die Idee brachte, dieses Buch zu schreiben, und mir immer wieder den Raum und die Zeit gab, die Geschichte in Worte zu fassen.

Ich danke meinen Kindern, die schon jetzt wissen, was ein Zuhause wie dieses bedeutet. Ich danke auch meinem Onkel Carsten, der mich mit vielen Zeitdokumenten bereichert und meine Perspektive durch die Dorfchronik erweitert hat, sowie allen Mitwirkenden, die bereit waren, ihre Erinnerungen zu teilen. Ich danke meiner Grafikerin Sarah, die meinen Worten die passende Gestalt verlieh und unserer lieben Edda für den sprachlichen Feinschliff.

Mein Dank gilt auch dem Vorpommern-Fonds für die Unterstützung und die Wertschätzung dieses Projekts. Die Förderung ermöglichte eine professionelle Umsetzung und Begleitung.

Das alte Haus ist gewachsen aus vielen Leben.
Es steht zwischen dem, was vor uns war,
und dem, was nach uns kommt.

Dieses Buch erzählt von einem über 300 Jahre alten, denkmalgeschützten Bauernhaus am Rügenschon Boddon. Es erlebte Generationen in Zeitoron des Aufbruchs und des Verlusts, in Jahren der Arbeit, der Sorge und des Zusammenhalts. In seinen Mauern fanden sie Schutz, Halt und Heimat. Seine Menschen sind gegangen, die Seele des Hauses aber blieb. Sie schwingt im Knarren der Eichenbalken, im Atem der Stuben, im Licht, das durch die kleinen Fenster fällt. Viele Erinnerungen fanden nie Worte. Mit jeder Generation drohten sie leiser zu werden. Sie brauchen ein Gedächtnis, das sie bewahrt. Dies ist eine Annäherung an das, was bleibt: an Verantwortung, Geschichte nicht verstummen zu lassen, an das Leben früherer Generationen – und an die stille Verbindung zwischen damals und jetzt.

Über die Autorin

Ich bin auf dem Hof des alten Hauses aufgewachsen. Meine Kindheit glich der im Bilderbuch – mit Hund, Katze und Pferd, mit Natur, Freiheit und den Großeltern ganz nah. Das Haus war immer da. Zum Studium der Publizistik- und Kommunikationswissenschaften zog es mich nach Wien. Mein Weg führte vom Land in die Stadt, vom Meer in die Berge. Erst in der Ferne begann ich zu begreifen, wie nah das Gute gelegen hatte. Der Sehnsucht nach der weiten Welt folgte das Heimweh – und mit ihm der Wunsch, meinen Kindern weiterzugeben, was mich selbst geprägt hat. Dafür kam nur ein Ort in Frage. Ich kehrte dorthin zurück, wo ich längst angekommen war. Im Drei-Generationen-Miteinander leben wir auf dem Hof des alten Hauses und führen seine Geschichte fort.



Eva-Maria Schleifer

